Anna Jogszis.

Vom Verfasser

der

neuen deutschen Zeitbilder, der Verbrecher

u. s. w.

Viertes Bändchen.

Leipzig,

Hermann Schultze.

1856.

Druck von G. E. Elbert in Leipzig.

1.

Der Dorfschulze.

Die Grundlage eines freien Volkslebens ist ein selbstständiges Gemeindeleben. Ein freies, selbstständiges Gemeindeleben gewinnt man nur nicht durch Gemeindeordnungen, gleichviel ob diese im Sinne jener Partei abgefaßt sind, die nur ein Polizeiregiment des Gutsherrn über seine „Unterthanen" will, oder im Sinne der entschiedensten Demokratie, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proclamirt; auch gleichviel, ob sie diese im Ernste, oder unter deren Fahne nur einen Staat proclamirt. der im Grunde nichts ist, als eine allgemeine Arbeitszwangsanstalt, in welcher ein paar Narren oder ein paar Betrüger despotisiren. Die wahre Freiheit des Volkes besteht nur in möglicher Freiheit des Individuums, und mithin nur unter solchen Zuständen, Bedingungen und Formen, die aus dem freien Willen der danach Zusammenlebenden sich

gebildet und entwickelt haben, nicht aber unter von fremder Autorität gemachten und octroyirten Zuständen und Formen. Diese bleiben immer unwahr, leer, todt. Sie produciren nicht einmal weißen Kohl oder gelbe Rüben; vielweniger einen gesunden Volkssinn, ein kräftiges Volksleben. Von Freiheit sprechen wir hier nicht. Von Freiheit spricht man auch anderswo nicht. Jene Partei der Gutsherren verdammt sie vielmehr geradezu, und die Gothaer finden sie wenigstens bedenklich. Aber von einem gesunden Volkssinne und einem kräftigen Volksleben pflegt man überall den Mund voll zu nehmen. Und was das Andere betrifft, so verordnet die preußische Dorfordnung für die Provinz Litthauen vom 22. November 1754 — ein für die national-ökonomischen Ansichten des großen Friedrich merkwürdiges Document — im §. 32: „Vornehmlich müssen die Bauren ernstlich angehalten werden, braunen und weißen Kohl, weiße, gelbe und rothe Rüben, Wruken und Kartoffeln, wie nicht weniger Schminke- und Saubohnen in großer Quantität zu säen und zu pflanzen; damit sie sich nicht genöthiget sehen, die Nothdurft aus den Städten zu holen, anstatt daß sie dergleichen Gartengewächs selbst zum Verkauf dahinführen sollten, anerwogen durch den Bau solchen Gekööchs viel Getraide ersparet, und dem Landwirth auch in der Vieh-

mastung ein merklicher Vortheil und Hülfe verschaffet wird."

Auch durch Octroyirung von Beamten, selbst tüchtigen und patriotischen, wird Volkssinn und Volksfreiheit nicht immer geweckt, und der Kohl- und Rüben- und Saubohnenbau nicht gefördert.

Die Dorfgemeinde Werden in Litthauen, im Kreise Heidekrug, jenseits der Memel belegen, sollte von dem Allem den Beweis liefern.

Auch dort, wie für alle Dorfgemeinden Litthauens, gilt jene Dorfordnung.

Mit dem Vorstande der Dorfgemeinde, dem Schulzen, aber hatte es folgende Bewandtniß. Im Jahre 1813 hatte der Schwein- und Gänsehirt des Dorfes einen Sohn, Christups Drigelis, einen durch und durch nichtsnutzigen Burschen, der aller bösen und liederlichen Streiche voll war. Der Bursch war unter den Schweinen und Gänsen des Dorfes aufgewachsen. Sein Leben unter diesen mochte ihm langweilig geworden sein. In der Langenweile war er auf seine nichtsnutzigen Streiche verfallen. Bald hatte er einer Gans ein Bein entzwei oder einen Flügel lahm geworfen, bald einem Schweine den Schwanz oder die Ohren abgeschnitten, und dergleichen mehr. Wenn er Hunger hatte, hatte er das erste beste Ferkel aus der Heerde

genommen, war damit in den Wald gegangen, hatte einige junge Fichtenstämme aus der Erde gerissen, ein Feuer angemacht, das Ferkel geschlachtet und gebraten, und mit dem Schnapse verzehrt, den er seinem Vater gestohlen hatte. Sein Vater hatte dafür freilich der Gemeinde büßen müssen, durch Abzüge von seinen Deputaten an Schweinen, Gänsen und Schnaps. Und er hatte wieder seinem Vater büßen müssen, durch reichliche Prügel. Oft vollzogen Schulze und Dorfgericht selbst und unmittelbar die Buße an ihm, und zuletzt wurde er sogar, als er wieder ein Ferkel von der Heerde genommen und gebraten hatte, wegen Diebstahls von Nutzvieh dem Justizamte in Heidekrug übergeben und zu einer mehrwöchigen Gefängnißstrafe verurtheilt. Diese hatte er gerade verbüßt, als der Aufruf zu den sogenannten Befreiungskriegen durch das Land erging. Das Institut der Nationalkokarde war damals in Preußen noch nicht bekannt. Christups Drigelis konnte und mußte daher Soldat werden, und er wurde in der ostpreußischen Landwehr einrangirt. So machte er die Feldzüge von 1813 bis 1815 in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich mit. Er blieb zwar lange ein liederlicher Bursch, aber er war ein braver Soldat geworden. Wo es Gefahr und Muth galt, war er immer einer der ersten und

muthigsten. Bei der Einnahme von Leipzig am 18. October war er der erste, der durch das Grimmaische Thor drang, und bei Ligny hatte er mit seinem Gewehrkolben fünf Franzosen erschlagen. Er hatte das eiserne Kreuz von Preußen, und von Rußland den Wladimir- und St. Annen-Orden erhalten. Von dem Tage an, da er die Orden erhielt, war er ein anderer Mensch geworden. Er hielt nun auf seine Ehre, und wurde sogar ehrgeizig. Er warf keinen Gänsen mehr die Beine entzwei und stahl keine Ferkel mehr. Er nahm ein gesetztes, würdevolles Wesen an. Er wollte seinen Orden Ehre machen. Darum strebte er auch danach, Unteroffizier zu werden. Das ging nun zwar nach der preußischen Armeetheorie nicht an; denn er konnte „nicht lesen und schreiben." Sein Ehrgeiz gab aber den Plan nicht auf, und einst, als er dem Fürsten Blücher, der von ihm gehört hatte, vorgestellt wurde, trat er gegen diesen geradezu mit seinem Anliegen hervor. Sein Oberst, der ihn vorstellte, sagte: Durchlaucht, er kann nicht schreiben, also auch nicht das Portefeuille führen, also auch nicht Unteroffizier werden. Allein der alte Blücher mochte wohl an manche andere Leute, Minister und so weiter denken, die auch nicht schreiben, wenigstens nichts Vernünftiges schreiben konnten, und dabei mochte er ferner denken,

daß es viel besser in Preußen und auch sonst in der Welt aussehen möchte, wenn diese Leute Minister ohne Portefeuille geworden wären, und so ernannte er den Christups Drigelis zum Unteroffizier ohne Portefeuille, und sagte zu ihm, wenn er künftig einmal wieder eine Bitte habe, oder von Seiner Majestät sich eine Gnade erbitten wolle, so möge er sich nur an ihn wenden.

Eine Gnade hatte sich denn nun, als die Feldzüge zu Ende waren, der Unteroffizier Drigelis zu erbitten.

Als ich im Anfange der zwanziger Jahre auf kurze Zeit als Hülfsrichter bei dem Land- und Stadtgerichte zu Lübbecke im Fürstenthume Minden fungirte, sollte ich dort einen sonderbaren Menschen, wenigstens ein sonderbares Verhältniß in der preußischen Bureaukratie kennen lernen. In dem benachbarten Amte Quernheim hatte ein Kötter, ein armer, aber ordentlicher Mensch, zwei Söhne, Zwillinge, ein paar Burschen, die weit über der gewöhnlichen Manneslänge hoch, sehr gut gewachsen und sehr gewandt waren. Mit diesen war er eines Tages nach Berlin gegangen, und hier hatte er sie auf die Parade geführt, als gerade der König da war. Er hatte sich an einen Offizier gewandt und gebeten, daß er mit seinen Söhnen dem Könige vorgestellt werde. Der Offizier hatte

zwar gemeint, das gehe nicht an. Der westphälische Kötter war aber auf seine Weise nicht dumm; er stellte sich so, daß der König ihn und seine Söhne sehen konnte, und wartete so geduldig das Weitere ab. Was er erwartet hatte, geschah. Bald fielen eine Menge Blicke auf ihn und seine beiden Burschen. Erst sahen die niederen, dann die höheren Offiziere hin. Die beiden großen, schönen jungen Leute fielen auf; der Offizier hatte auch gesagt, daß der westphälische Bauer Seiner Majestät vorgestellt werden wolle. Das hatte sich weiter hinaufgesprochen. Auf einmal kam aus der Mitte der Offiziere, unmittelbar aus der Nähe des Königs ein Adjutant auf den Bauern zu, und sagte ihm, Seine Majestät lasse ihn fragen, was er vorzubringen habe. Rasch antwortete der Bauer, er sei hergekommen, um den gnädigsten König zu bitten, daß seine beiden Söhne als Soldaten in der Garde dienen möchten. Der Adjutant ging zu dem Könige und kam dann zu dem Bauern zurück, er solle ihm mit seinen Söhnen folgen. Er führte alle drei mitten in den Haufen der Offiziere zu dem Könige. Der Bauer brachte dort sein Anliegen vor. Ueber die hübschen jungen Männer war nur Eine Freude. Die Bitte des Bauern wurde nicht nur gewährt, sondern der König sagte ihm auch noch, er solle sich eine Gnade

ausbitten. Das war es eigentlich, was der Bauer bezweckt, warum er die Reise nach Berlin gemacht hatte.

In seiner Heimath hatte er nur einen, aber einen desto sehnlicheren Wunsch gehabt. Er mußte auf seinem kleinen Kotten arbeiten wie ein Pferd, von des Morgens früh bis des Abends spät; und doch blieb er ein armer Kerl, der nicht viel mehr als trockenes Brod und Kartoffeln in der Schale mit Salz hatte. Welch ein anderes Leben führte dagegen der Executor des Landgerichts zu Quernheim, den er alle Woche einmal vor seinem Kotten vorbeikommen sah. Das war ein starker, wohlgenährter, behäbiger Mann, der auf einem guten Pferde ritt, einen Säbel an der einen, ein spanisches Rohr an der anderen Seite, mit wichtigen Papieren, die aus allen Taschen hervorsahen und mit einem wichtigen Gesichte, das sich befehlshaberisch nach allen Seiten umhersah. Wer den Mann sah, der grüßte ihn respectvoll, und wohin er kam, da wurde ihm das Beste an Speise und Trank aufgesetzt. Executor beim Landgerichte Quernheim, das war das Ideal des armen Kötters aus dem Amte Quernheim. Um es zu werden, brauchte man nur lesen und schreiben zu können. Selbst dieses Ideal zu werden, das sollte seine Bitte sein, wenn der König ihm befehle, daß er sich eine Gnade ausbitten solle.

Dieser Befehl wurde ihm. Er bat Seine Majestät ihn zum Executor in Quernheim zu machen, er könne lesen und schreiben. Durch das ernste Gesicht Friedrich Wilhelm des Dritten zog zwar ein leises Lächeln; aber die Bitte wurde dem Bauern bewilligt, wenn er lesen und schreiben könne. Der Kötter kehrte glücklich in seine Heimath zurück; seine Söhne waren bei der Garde und er hatte das Versprechen des Königs, Executor in Quernheim zu werden. Schon nach acht Tagen kam bei dem Oberlandsgerichte in Paderborn ein Rescript des Justizministers ein, Seine Majestät habe dem Kötter so und so die Executorstelle bei dem Landgericht in Quernheim versprochen, sie sei ihm sofort einzuräumen. Der Vicepräsident von Goldbeck, zu dessen wichtigsten Geschäften die Anstellung der Subalternbeamten und Boten und Executoren der Untergerichte des Departements gehörte, wollte sich vor Schreck über einen solchen anomalen Befehl überschlagen. Er prophezeite den Untergang des preußischen Staats, wenn so mir nichts dir nichts ohne vorhergegangenes Examen und ohne persönliche Präsentation bei dem Präsidium, ein ruppiger Kötter in die Reihe der preußischen Justizbeamten eintreten könne. Aber Friedrich Wilhelm der Dritte war ein König, der ehrlich und unbedingt sein Wort hielt; man mußte sich

also seinem Versprechen fügen. Der fungirende Executor beim Gericht zu Quernheim wurde an ein anderes Gericht versetzt und der Kötter wurde Executor in Quernheim.

Er war jetzt sein eigenes Ideal. Er ritt auch würdig und behäbig in dem Gerichtsbezirke umher, auf gutem Pferde, einen Säbel an der einen, und ein spanisches Rohr an der andern Seite, mit wichtigen Acten und einem wichtigen Gesichte, grüßte vornehm und ließ sich das Beste an Speise und Trank vorsetzen.

Aber es ging dem guten Manne mit seinem Ideale, wie es auch mit andern Idealen in der Welt zu gehen pflegt. Wie er früher ein ordentlicher Mann gewesen war, der fleißig gearbeitet und sich in seine Verhältnisse geschickt hatte, so wurde er jetzt unordentlich, faul und gegen seine Vorgesetzten widerspenstig. Die Erreichung seines Ideals hatte ihn trunken gemacht. Der Schnapstrunk kam dazu. Auch das passirt sonst wohl in der Welt. Wenn ihm Vorwürfe und Verweise ertheilt wurden, so erwiderte er trotzig: er sei mehr, als alle anderen Beamten des Gerichts, denn er sei unmittelbar von Seiner Majestät angestellt, und die anderen hätten nur Anstellungspatente von dem Justizminister. Wenn man ihm mit Entlassung oder Absetzung drohte,

so lachte er sogar dazu und meinte, er sei von dem Könige angestellt und könne auch nur von dem Könige selbst wieder entlassen werden. Dasselbe meinte freilich auch der Präsident von Goldbeck, und weil man nun den König mit der Sache nicht behelligen mochte, so blieb der Mann in seinem Amte.

Das Einzige, was gegen ihn geschah, war, daß, wenn er es gar zu arg getrieben hatte, sein Gerichtsdirigent ihn auf einige Tage ins Gefängniß schickte. In das Gefängniß zu Quernheim konnte er nicht gebracht werden, weil er als Gerichtsexecutor zugleich erster Gefangenwärter war. Er wurde deshalb in die Gefängnisse des benachbarten Gerichts Lübbeke geschickt. Seinen Haftbefehl brachte er jedesmal selbst mit sich. Er kam auch allein, ohne Escorte dahin, weil ihm für den Fall des Ungehorsams mit derselben gedroht war, und er einer solchen Schmach sich nicht unterwerfen wollte. Er ritt übrigens auch zum Gefängnisse auf seinem guten Pferde mit Säbel und spanischem Rohr, mit wichtigen Papieren und wichtigem Gesichte ein.

Aehnlich war es mit dem Unteroffizier Drigelis ergangen; doch auch wieder ganz anders. Der Westphale war aus einem ordentlichen Menschen ein unordentlicher geworden; der Litthauer aus einem un-

ordentlichen ein ordentlicher. Jener hatte, nach dem holländischen Sprichworte, früher noch nicht geraset und rasete später. Dieser hatte schon geraset, und brauchte deshalb nicht mehr zu rasen.

Soldat wollte der Unteroffizier Drigelis, als die Franzosen aus Deutschland gejagt, und in ihrem eignen Lande auseinander gejagt waren, nicht mehr bleiben. Er ließ sich beim Fürsten Blücher melden, um sich seine Gnade auszubitten. Er wurde zu dem alten Feldmarschall geführt. Durchlaucht, ich komme mir meine Gnade zu erbitten. — Ah, für die fünf Franzosen bei Ligny. — Ja. — Was wünschest du? — Dorfschulz in Werden zu sein. — Kerl, bist du toll? — Durchlaucht, ich habe Ihr Wort. — Geh, du sollst es werden. — Aber auf Zeitlebens! — Auf Zeitlebens.

Dorfschulz in Werden, wo er unter Schweinen und Gänsen groß geworden, wo er geprügelt und gestoßen, wo er sogar wegen Diebstahls im Gefängnisse gesessen hatte; da, wo er der Niedrigste, der Geschmähte, der Verachtete gewesen war, jetzt der erste, der commandirende Gemeindebeamte, dem selbst der im Dorfe wohnende Justizamtmann in Gemeindeangelegenheiten Gehorsam leisten mußte, das war *sein* Ideal.

Er wurde es, er wurde es auf Zeitlebens. Der

alte Blücher hatte sogar dafür gesorgt, daß ihm, damit er sein Amt gehörig repräsentiren könne, von der Regierung ein Bauerngut in Werden gekauft wurde.

Auch er überhob sich, als er sein Ideal erreicht hatte. Auch er wurde trunken. Aber trunken von Würde und Diensteifer. Zu der Würde seiner Orden, zu der Würde des Unteroffiziers kam die Würde und zugleich der Pflichtenkreis des ersten Beamten der Dorfgemeinde.

Lesen und Schreiben konnte er auch jetzt nicht. Aber wem der liebe Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, auch ohne Lesen und Schreiben. Er wußte sich einen gewandten Dorfgerichtsschreiber zuzulegen, einen gelernten Schreiber, der, wie er selbst, Deutsch und Litthauisch verstand, ein zwar grundliederliches und verkommenes Subject, dem er aber auf Kosten der Gemeinde neue Kleidung machen ließ, den er dann unter seine strenge Aufsicht und seinen derben Corporalstock nahm, und aus dem er so wirklich einen ordentlichen Menschen machte, der nur die Erlaubniß hatte, sich blos einmal in der Woche zu betrinken, und der von dieser Erlaubniß auch redlichen Gebrauch machte. Dieser Mensch las und schrieb für ihn. Alles Andere aber, was zu seinem Amte gehörte, that der Schulze selbst. Dabei kannte er einerseits die

Dorfordnung für die Provinz Litthauen in- und auswendig, von Paragraphen zu Paragraphen, von Wort zu Wort. Der Dorfgerichtsschreiber hatte sie ihm so oft vorlesen müssen, bis er sie auswendig wußte. Andererseits hielt er mit der strengsten Pünktlichkeit auf ihre Handhabung. Wehe den Bauern, wehe dem Justizamtmann, wehe dem Schweine- und Gänsehirten, dem Nachfolger seines Vaters, der nicht that, was in der Dorfordnung befohlen war.

Gleichwohl hatte er Eins nie durchsetzen können, und er hatte zuletzt, zu seinem größten Aerger und Verdruß, darauf verzichten müssen. Die Bauern in Werden wollten keinen braunen und keinen weißen Kohl und keine weißen Rüben bauen. Sie behaupteten, diese Gemüse könnten in dem grauen Haideboden nicht gedeihen. Er hatte dagegen zwar erwidert, gerade diese Gemüse wären doch im §. 32. der litthauischen Dorfordnung zu allererst als die vornehmlich zu bauenden aufgeführt. Als er indeß selbst den Versuch gemacht, und nur Kohlblätter hart wie Haferstroh, und Rüben zähe wie einen Kosakenkantschu gewonnen hatte, stand er endlich ab. Es kam dazu, daß gerade die litthauischen Bauern des Dorfs in diesem Punkte die renitentesten waren, und wenn er auch in manchen Punkten viel von seiner litthauischen Natur abgelegt hatte,

so war er ihr doch darin treu geblieben, daß er die Litthauer wenigstens den Deutschen vorzog. —

Es war gegen Abend, als der Dorfschulz Drigelis in das Dorf Werden zurückkehrte. Er kam von einer Inspection, die er auf der Feldflur des Dorfs gemacht hatte, um sich zu überzeugen, ob die Felder — mit Ausnahme des Kohls und der Rüben — überall reglementsmäßig bestellt seien, und ob auch sonst überall der Dorfordnung nachgelebt werde. Er schien ziemlich zufrieden zu sein. Denn er hielt zwar seinen langen, etwas dürren Körper steif und gerade wie einen Ladestock, und er blickte sehr ernst und finster vor sich hin, aber das waren nur die gewöhnlichen Zeichen seiner Amtswürde. Wenn er unzufrieden war, dann sprüheten seine Augen Zorn, sein Gang wurde rasch, seinen langen Körper warf er hintenüber, an seinem grauen Schnurrbart riß er hin und her. Von dem Allem jetzt nichts. Aber nur noch jetzt nichts.

Er nahte sich dem Dorfe. Das erste Haus, an das er kam, war die Dorfschmiede. Er hielt seine Schritte an. Er sah sich um. Auf einmal veränderte sich sein ganzes Wesen. Sein Körper warf sich zurück. Das graue Gesicht wurde roth. Die grauen Augen sprüheten Zorn; an seinem grauen Schnurrbart riß er hin und her.

Verfluchter Deutscher, knurrte er zwischen den Zähnen. Widerspenstiger Gesell! Ich werde dich die Dorfordnung der Provinz Litthauen kennen lehren. Ich werde dich lehren, deiner Obrigkeit gehorsam zu sein.

Er eilte nach seiner Wohnung. In dieser war zugleich das Schulzenamt. Es bestand freilich nur aus seiner gewöhnlichen Wohnstube, die zugleich seine Schlafstube war, und die er zur Schreibstube hatte einrichten lassen. Er lebte allein mit einer alten Magd, und jenem verdorbenen, von ihm aber gebändigten Dorfgerichtsschreiber. Er war nämlich unverheirathet. Eine junge hübsche Litthauerin hatte als Marketenderin in seiner Compagnie die Feldzüge nach Frankreich mitgemacht. Er hatte ihr sein Herz geschenkt. Sie hatte seine Neigung erwidert, aber nur bis die gewandteren deutschen Unteroffiziere und sogar die hübschen Lieutenants ihre Augen auf sie geworfen hatten. Von der Zeit an ließ sie ihn mehr und mehr links liegen, und nach einiger Zeit heirathete sie sogar einen Sergeanten, welcher das Factotum eines Capitains war, welcher letztere wiederum das Factotum des Obersten war. Dadurch wurde auch die hübsche Litthauerin mit dem Obersten bekannt, oder wohl nur bekannter, und ihr Mann, der Sergeant, bekam durch sie mehr Orden, als sogar der tapfere Drigelis sich hatte mit seinem

Blute verdienen können. Seitdem haßte der Unteroffizier und Schulze Drigelis alle junge hübsche Litthauerinnen. Eine alte häßliche hatte er auch nicht heirathen mögen, und eine Deutsche noch weniger.

Er ging geradesweges in das Amt, in seine Schlaf-, Wohn- und Schreibstube. Sie zeichnete sich vor anderen Wohnstuben in den litthauischen Bauerhäusern nur dadurch aus, daß sich darin ein großer Schreibtisch befand, mit vielen Papieren, Amtsblättern, Intelligenzblättern, Listen, gedruckten Formularen, mit denen die Landrathsämter und die Schulzenämter die Dörfer — zu regieren pflegen. Außerdem waren allerdings in der Stube noch einige andere Gegenstände zu sehen, die man in den gewöhnlichen Bauernstuben nicht finden konnte: ein großer Schulzensäbel, der an der Wand hing, ein spanisches Rohr, das daneben stand, und beiden gegenüber an einem Nagel hängend ein kleines braunes, aus einer Fichtenwurzel gebildetes Stäbchen, oben krumm wie ein Bischofsstab gewunden. Dieser Stab heißt auch der Krummstab, Kriwule; er ist ein besonderes Zeichen der Amtswürde des Schulzen, mit welchem namentlich die Wirthe zu den Gemeindeversammlungen entboten werden müssen, und mit welchem er diesen Versammlungen präsidiren muß.

Einige Kantschus, die man noch an den Wänden

umherhängen sah, waren keine durchaus nothwendige Repräsentanten oder Zeugen der Schulzenwürde; man kann sie auch in anderen litthauischen Bauerhäusern finden.

In der Schreibstube saß der Dorfgerichtsschreiber mit Ausfüllen von Listen beschäftigt.

Der Schulze redete ihn eifrig an.

Naujocks, wann ist dein Tag in dieser Woche?

Morgen, Herr Schulze.

Beide, der Schulze und der Schreiber, waren geborene Litthauer. Sie redeten aber mit einander, besonders in der Amtsstube, nur Deutsch, weil dieses die Amtssprache war. Vermöge der amtlichen Stellung mußte der Schreiber den Schulzen auch Herr und Sie anreden. Der Schulze nannte den von ihm gebändigten und eigentlich noch immer zu bändigenden Burschen Du.

Ueber die Bedeutung des Tages, von dem sie sprachen, waren Beide einverstanden. Es war der Tag gemeint, an dem der Schreiber sich betrinken durfte.

Morgen, du Schlingel? sagte der Schulze. Warum kannst du ihn nicht heute haben?

Wenn Sie befehlen, auch heute, erwiederte rasch der Schreiber.

Sei nicht unverschämt.

Ich meinte nur, wenn es Ihnen morgen nicht gelegen käme.

Schweig! Nimm die Kriwule da, und sage eine Dorfsversammlung an, auf heute Abend acht Uhr, im Kruge.

Heute noch! Was giebt es denn, Herr Schulze?

Gehorche, und bekümmere dich um deine Sachen.

Ja, ja, Herr Schulze, aber wenn ich die Versammlung der Wirthe ansagen soll —

Raisonnirt der Kerl!

Der Schulze sah sich nach einem der an der Wand hängenden Kantschus um.

Der Schreiber ließ sich nicht irre machen. Er hatte für seine Frage die Dorfordnung auf seiner Seite, und er wußte, daß diese Stück für Stück dem Schulzen heilig war.

So hören Sie mich doch an, sagte er. Nach der Dorfordnung muß bei dem Herumschicken der Kriwule jedem Wirthe der Zweck der Versammlung, der Gegenstand der Berathung, bekannt gemacht werden.

Esel, versetzte der Schulze, der sich besonnen hatte, aber seiner Würde nichts vergeben wollte. Alles hat seine Zeit. Du bestellst die Versammlung auf heute Abend acht Uhr.

Im Kruge!

Und ladest jeden Wirth bei zehn Silbergroschen Strafe!

Das Doppelte der gewöhnlichen?

Und den Schmied bei zehn Stunden Arrest!

Teufel!

Und als Gegenstand der Berathung nennst du Tabak!

Tabak? rief der Schreiber verwundert.

Marsch voran!

Der Schreiber nahm den Krummstab von der Wand und entfernte sich kopfschüttelnd.

Der Dorfrichter ging mit großen Schritten in seiner Amtsstube umher. Er studirte wahrscheinlich an der Rede, die er in der Dorfsversammlung halten wollte.

Indeß hatte er nicht lange Muße dazu.

Nach kurzer Zeit trat ein Gendarm zu ihm ein.

Guten Abend, Herr Schulze.

Guten Abend, Herr Wachtmeister Baumgärtner. Wo kommen Sie denn her?

Ich bringe Ihnen zwei Gefangene.

Für das Justizamt? Oder passiren sie weiter?

Keins von beiden.

Keins von beiden? Na nu.

Es ist eine eigene Sache damit. Sie werden heute oder morgen noch mehr Besuch hier bekommen.

Auch von Gefangenen?

Nein, nein, von vornehmen Beamten, Preußen und Russen.

Alle Granaten, was giebt es denn?

Es ist viel Geheimniß dabei, Herr Schulze.

Amtsgeheimnisse müssen gewahrt werden, sagte der dienststrenge Schulze. Wo sind die Gefangenen?

Mein Kamerad Blume bewacht sie draußen vor der Thür.

Werden sie heute Nacht hier bleiben?

Heute Nacht, ja. Sie werden erst morgen abgenommen.

Kommen sie in das Justizamtsgefängniß?

Nein, sie bleiben bei Ihnen.

Gut. Lassen Sie sie hereinführen!

Aber wo wollen Sie sie lassen?

Das ist meine Sorge.

Sie müssen getrennt werden.

Getrennt? Aber —

Und dann — wie gesagt, es hat seine eigenthümliche Bewandniß mit diesen beiden Gefangenen. Sie sind arretirt auf Befehl des Herrn Assessors Hering in Tilsit.

Hat der in diesem fremden Gerichtsbezirke zu befehlen?

Der wird auch heute oder morgen hierher kommen, um sie abzunehmen.

Von Tilsit nach Heidekrug?

Er handelt nur wieder auf höheren Befehl. Die Russen stecken dahinter.

Alle Granaten, Herr Wachtmeister, ich trage zwei russische Orden, und ich schäme mich deren nicht, denn ich habe sie ehrlich verdient. Aber daß diese Russen hier im Lande immer commandiren, das gefällt mir nicht.

Was wollen wir machen, Herr Schulze? Wenn es von uns abhinge —; Doch das gehört nicht hierher. Auch ein russischer Beamter wird hierher kommen, dem der Tilsiter Assessor die Gefangenen zu übergeben hat.

Heute noch?

Der Schulze brachte die Frage hastig vor, halb ärgerlich, daß er, der preußische Schulze, sich jetzt in eigenem Lande, gar in seinem eigenen Hause von einem Russen werde befehlen lassen müssen, halb aber auch vor Vergnügen erröthend, indem er zuerst auf seine nur mit dem Hausrock bedeckte, also ordensleere linke Brust und dann rasch nach einem Schranke blickte,

in welchem sein mit den Orden, auch den russischen, geschmückter Staatsrock hing.

Heute oder morgen, antwortete der Gendarm. Wahrscheinlich aber erst morgen, weil die Russen in Geschäften immer auf sich warten lassen. Indessen es wäre doch möglich — bei der Eigenthümlichkeit des Falles. Hören Sie —

Der Gendarm war nicht so amtsverschwiegen, als der Schulze.

Hören Sie, Herr Schulze. Aber verrathen Sie mich nicht.

Ich verrathe gar nichts, versetzte der Schulze strenge.

Die Gefangenen, fuhr der Gendarm fort, den sein Geheimniß sogar zu drücken schien, die Gefangenen sind dem Anscheine nach ein Paar junge Burschen. Der Eine, der größere, gewiß. Er ist ein russischer Rekrut, der desertirt ist. Er wird ausgeliefert und nach dem Kaukasus geschickt, um von den Tscherkessen gespießt zu werden, und damit Basta. Mit ihm werden keine Umstände gemacht. Aber der Andere, der kleinere, oder vielmehr wohl gar die Andere —.

Der Schulze war trotz seiner amtlichen Würde und Gewissenhaftigkeit neugierig geworden.

Was? rief er, Sie wissen nicht, ob es ein Kerl oder ein Weibsbild ist?

Ich habe nur Vermuthungen.

Zu der nicht dienstlichen Neugierde des Schulzen mischte sich dienstlicher Eifer.

Alle Granaten, Herr Wachtmeister, Sie transportiren eine Person, und wissen nicht einmal, ob sie ein Mann oder ein Weib ist? Kennen Sie denn die Transportinstruction nicht? Ich werde auf der Stelle selbst visitiren —.

Halt, halt, Herr Schulze. Da steckt ja eben das Geheimniß —

Geheimniß hin, Geheimniß her. Ich kenne die Gesetze —

Aber auch Subordination!

Ich bin Ihnen nicht subordinirt!

Aber nach der Transportinstruction werden Sie wissen, daß Sie sich genau an die Vorschriften des Beamten halten sollen, auf dessen Befehl der Transport geschieht.

Nun ja.

Der Befehl des Assessors lautet aber dahin, den als litthauischen Knaben gekleideten Arrestanten in keiner Weise zu visitiren, ihn überhaupt mit der möglichsten Schonung und Rücksicht zu behandeln, dagegen beide Gefangene mit desto größerer Sorgfalt und Strenge vor Entweichung zu bewachen.

Das steht in dem Befehle?

Wörtlich. Lesen Sie selbst. Ich übergebe Ihnen hiermit zugleich die sämmtlichen Transportpapiere.

Sie wissen, ich kann nicht lesen, sagte der Schulze stolz.

Ihr Schreiber wird es lesen. Aber was ich sagen wollte, ich glaube nicht nur, daß der Kleine ein Frauenzimmer ist, sondern auch, daß es eine vornehme Person ist. Darum jene Schonung und Rücksicht. Darum kommen auch der Tilsiter Assessor und der Russe hier zusammen. Darum sollen die Beiden auch wohl getrennt werden.

Der Schulze war nachdenklich geworden.

Darum auch, fuhr der Gendarm fort, fragte ich vorhin, wo Sie die Beiden lassen wollen.

Ich denke eben darüber nach.

Sie müssen sich bald besinnen; ich und mein Kamerad müssen auf der Stelle weiter, dem Assessor Rapport abzustatten; wir sollen ihn zwischen hier und Tilsit treffen.

Der Schulze wurde verlegen.

Wir haben nur Ein Arrestlokal, sagte er, das Spritzenhaus des Dorfes.

In das Loch dürfen Sie den oder die Kleine nicht schicken.

Wenn nur der verdammte Schreiber hier wäre. Der weiß immer Rath.

Ich kann nicht auf ihn warten.

Ja, ja, so wird es gehen. Die Mamsell, oder was sie ist, kommt in den Krug. Der Krüger muß ihr seine Kammer einräumen. Da ist sie anständig aufgehoben, und für Wache werde ich schon sorgen.

Und der Deserteur?

Der Schulze wurde von neuem verlegen.

Auch er kann nicht in das Spritzenhaus. Es ist heute Dorfsversammlung. Es wird stürmisch darin hergehen, sie wird lange dauern.

Was hat das mit dem Rekruten und dem Spritzenhause zu schaffen?

Wo sollte ich Wache für ihn hernehmen, während die Bauern in der Versammlung sind? Und ohne Wache kann er aus dem dünnen Spritzenhause ausbrechen, wie er will.

Die Gemeinde hätte längst ein sicheres Arrestlokal bauen sollen.

Alles sollen die Gemeinden thun!

Nun, der Deserteur?

Ich habe es. Er bleibt bei mir. In dem Holzstalle hier gleich neben dieser Stube. Er ist fest gebaut. Die Wände sind von starken Bohlen; die Thü-

ren sind doppelt gefüttert. Meine Haushälterin bleibt auf, bis ich und der Schreiber aus der Versammlung zurückkommen.

Sie wollen ihn bis dahin mit der alten Person allein lassen?

Er ist hier sicher. Sehen Sie selbst nach!

Der Gendarm ging zu einer Seitenthür der Stube. Er öffnete sie, trat in den Raum, in den sie führte, und kam nach einer Weile mit befriedigter Miene zurück.

Es geht, sagte er. Vorausgesetzt, daß die Alte wach bleibt, und bei dem geringsten Geräusche Hülfe ruft.

Ich werde sie instruiren.

Ich bringe also die Kleine zum Kruge.

Und lassen den Deserteur hier.

Den Ablieferungsschein?

Wird Ihnen der Schreiber in den Krug bringen.

Der Gendarm verließ die Stube.

Der Schulze begleitete ihn, und kehrte gleich nachher mit Gustav Walter zurück. Er brachte diesen in den Raum neben der Stube, den Holzstall des Hauses.

Bursch, sagte er strenge zu ihm, du bist ein russischer Deserteur. Ich kann es zwar Keinem verdenken, der vor dem Hundedienste dort desertirt, und du thust mir leid. Aber ich muß meine Pflicht thun, und wenn

du dich unterstehst, hier ausbrechen zu wollen, so wirst du funfzig mit dem Kantschu bekommen, und ich werde dich an Händen und Füßen binden lassen.

Er verschloß hinter dem Gefangenen die Thür und hing den Schlüssel an einen Nagel über dem Schreibtische.

Er ging dann wieder mit großen Schritten in der Stube umher und studirte mit zornigem Gesichte wieder an seiner Rede für die Dorfsversammlung. Aber wiederum sollte ihm nur kurze Zeit dazu vergönnt sein.

An der Thür wurde ein leises, höfliches Klopfen hörbar.

Herein! rief der Schulze, ärgerlich über die Unterbrechung.

Die lange, dürre Gestalt des Assessors Hering trat wichtig, herablassend, höflich in die Stube.

Sie sind der Herr Schulze hier? fragte er wichtig, herablassend und höflich.

Ja, und Sie?

Der Assessor Hering aus Tilsit.

Sie sind mir angekündigt.

Ich bin bei dem Herrn Justizamtmann hier abgestiegen, und höre so eben, daß zwei Gendarmen mit zwei Gefangenen bei Ihnen angekommen sind.

So ist es.

Darf ich fragen, Herr Schulze, wo die Gefangenen geblieben sind?

Der Eine ist hier nebenan im Holzstalle.

Der Assessor fuhr so erschrocken in die Höhe, daß seine lange Figur beinahe an die niedrige Holzdecke der Stube gestoßen hätte.

In den Holzstall? Mann —

Mann!! Ich bin Schulze hier.

Der Schulze hatte dem Assessor gegenüber, der zwar ein höherer Beamter als er, aber nicht sein Vorgesetzter war, keinen Augenblick seiner Würde etwas vergeben.

Entschuldigen Sie, sagte der höfliche Assessor. Welcher von Beiden ist in dem Holzstalle?

Der große, der Deserteur.

Der Assessor athmete auf.

Ah, ah. Das ist etwas Anderes. Der Mensch ist hier doch ja sicher verwahrt?

Vollkommen.

Und der Andere, der Kleine?

Ich habe ihn in den Krug geschickt.

Dort soll er die Nacht bleiben?

Unter sicherer Bewachung.

Sehr schön! Aber —

Was wünschen Sie?

Mein lieber Herr Schulze, der Gefangene ist dort doch wohl ordentlich — so, was man sagt, anständig, aufgehoben?

In „meinem" Dorfe ist Alles ordentlich und anständig.

Ich meine, lieber Herr Schulze, daß es ihm nicht an guter, an anständiger Behandlung fehlt.

Ich lasse Jedermann gut und anständig behandeln.

Ich meine, bester Herr Schulze —. Ach, Sie erzeigten mir wohl eine große Gefälligkeit, bester Herr Schulze?

Wenn ich kann.

Ich bitte Sie, zu dem Krüger zu gehen — Sie bemühen sich ja wohl dahin? — und dafür zu sorgen, daß der Gefangene eine Stube für sich allein bekommt, freilich gut bewacht, sehr gut.

Dafür ist schon gesorgt, Herr Assessor. Ich habe befohlen, daß dem Gefangenen für seine Person allein die Kammer des Krügers eingeräumt werde.

Vortrefflich. Sie sind ein herrlicher Mann. Dann sorgen Sie doch auch dafür, daß der Gefangene ein Bett, ein reinliches Bett erhält.

Es soll geschehen.

Und ein ordentliches Abendbrod.

Auch das.

Der Krüger soll den Gefangenen fragen, was er wünscht. Es wird Alles bezahlt. Ich stehe für die Bezahlung ein. Sagen Sie ihm das.

Sehr wohl.

Und dann noch Eins, lieber Herr Schulze. Sprechen Sie doch auch den Gefangenen selbst, und sagen Sie ihm, daß ich, der Assessor Hering aus Tilsit, dafür gesorgt habe, daß er es nach Möglichkeit bequem finde, und daß ich ihn fragen lasse, was er etwa noch wünsche.

Sehr wohl.

Sie vergessen doch meinen Namen nicht? Assessor Hering aus Tilsit.

Ich weiß.

Und dann noch Eins, bester Herr Schulze. Der Herr Justizamtmann hat mir Sie schon als einen durchaus gewissenhaften, verschwiegenen Beamten gerühmt. Ich kann mich doch darauf verlassen, daß kein Fremder etwas von unserer Unterredung erfährt?

Ich kenne meine Pflicht.

Gehen Sie jetzt. Erlauben Sie, daß ich hier Ihre Rückkehr abwarte?

Meine Stube steht zu Ihren Diensten.

Der Schulze ging.

Der Assessor trat mit verklärtem Gesichte an das Fenster und sah dem Schulzen nach.

Er geht, sagte er. Er wird pünktlich, wörtlich erfüllen, was ihm aufgetragen ist. Sie wird Alles erfahren, meinen Namen, wie zart ich sie behandle. — Die Gefallene? Die Kindesmörderin? — Es bleibt doch interessant. Und dann — auch die Andere wird es erfahren, ihre Schwester. Sie war auch schön. Ah — ah —? Wer weiß! Wer weiß! Und morgen werde ich mich ihr vorstellen. Das wird sehr interessant werden! — Ob ich heute Abend schon zu ihr gehe? Doch nein. Was sollte ich ihr sagen? Es wäre nur ein prosaisches Verhandeln über Abendbrod und Nachtwache. Nachtwache? Der Tausend, wenn sie mich bäte, daß ich selber sie bewachen sollte, anstatt des rohen, ungebildeten Volkes! Gar in ihrem Zimmer, bei ihr! — Aber sie könnte auch die Forderung stellen, sie entfliehen zu lassen. Dann spielte ich wieder eine prosaische Rolle. Nein, nein. Erst morgen früh. Wenn ich dann vor sie trete, anstandsvoll, mit tief bekümmerter Miene —. Aber zum Teufel, sehe ich recht? Wahrhaftig! Was will der verdammte Kerl hier? Muß er mich denn überall hin verfolgen, als wenn er mein Unglück wäre?

Das verklärte Gesicht des Assessors hatte sich plötz-

lich in ein sehr unmuthiges, ärgerliches, fast zorniges verwandelt. Er trat von dem Fenster zurück, er sah sich in der Stube, nach der Thüre um, als wenn er eine Gelegenheit zum Verbergen oder zum Entkommen suche. Er konnte weder sich verbergen noch entkommen.

Die Thür ging rasch auf. Der Dorfrichter Liebich stand mit seinem klugen, listigen Gesichte vor ihm.

Ei, Sie schon hier, Herr Assessor? Gehorsamer Diener.

Guten Abend, Herr Dorfrichter.

Warum so kalt, Herr Assessor? Ich bin gekommen, Ihnen meine Dienste anzubieten.

Ich wüßte nicht, wie ich deren hier bedürfen könnte.

Es wäre doch möglich. Hätten Sie sich ihrer zum Beispiel vor einigen Tagen bedient, so hätten Sie sich die vergebliche Reise durch die Niederung und den Choleraanfall ersparen können.

Das fahle Gesicht des Assessors wurde feuerroth.

Herr, rief er zornig, hatten Sie mir das in der That eingebrockt? Ich ahnte es. Aber daß Sie sich unterstehen, damit noch zu prahlen, gar gegen mich selber, Herr —

Ich verstehe Sie nicht, Herr Assessor —

Jetzt wollen Sie sich wieder verstellen! Jener verdammte Judenjunge —.

Herr Assessor, diese polnischen Judenjungen sind verzweifelt geriebene Burschen.

Es giebt noch geriebenere Dorfrichter. Aber ich werde es Ihnen gedenken —.

Lassen Sie uns ernsthaft sprechen, Herr Assessor. Schon in Tilsit wollte ich Ihnen Mittheilungen machen. Sie wollten Sie nicht hören. Dem allein, also sich selbst allein, haben Sie Ihr Abenteuer in der Niederung zuzuschreiben. Ich konnte damals meine Nachrichten noch für mich behalten —

Weil Sie Ihre Nichtswürdigkeit schon im Sinne hatten.

Weil ich derselben nicht völlig gewiß war. Heute bin ich vollständig und vollständig sicher unterrichtet.

Und heute können Sie mich nicht wieder von einem Dorfe zum anderen jagen. Die Gefangene ist in meiner Gewalt, Herr Liebich.

Herr Assessor, ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören. Sie sind im Stande, ein großes Unglück abzuwenden.

Ich wäre neugierig. Reden Sie!

Sie glauben in der Gräfin Lydia Szillgowska eine Kindesmörderin zn verfolgen? Die Dame wird völlig unschuldig verfolgt.

So hat Ihnen wohl die Schwester mitgetheilt?

So ist es.

Und Sie glauben es? Und auch ich soll es glauben?

Hören Sie mich an. Das Regiment drüben demoralisirt Hohe und Niedere. Meine Mittheilung wird Ihnen eine Reihe von Scheußlichkeiten aufdecken. Der Vater der Gräfinnen Lydia und Anastasia lebte in zwei Ehen. Seine beiden Gemahlinnen sind gestorben; er ist seit dem Tode der zweiten Wittwer geblieben.

Sind das Ihre Scheußlichkeiten?

Sie werden noch früh genug kommen. Die Gräfin Lydia ist das einzige Kind erster, Anastasia das einzige Kind zweiter Ehe. Die Gräfin Lydia ist die einzige Erbin der reichen, von ihrem Vater verwalteten Georgiszken'schen Güter, die von ihrer Mutter herstammen.

Die einzige —?

Und ausschließliche. Sie gehören ihr von Rechtswegen schon jetzt eigenthümlich. Der Vater hat nach dem Testamente seiner ersten Gemahlin nur Verwaltung und Nießbrauch davon.

Die Gräfin Lydia? sprach der Assessor sehr nachdenklich, mehr zu sich, als zu dem Dorfrichter.

Der Dorfrichter fuhr fort:

Der Graf hat einen jüngeren Bruder, Adalbert Szillgowski zu Szillkehmen. Ein Mensch, der eine Zeitlang am Kaukasus gefochten, und eine Zeitlang in Petersburg gelebt, und da wie dort seinen schon ursprünglich schlechten Charakter zu einem durch und durch niederträchtigen und verbrecherischen ausgebildet hat. Er ist es, der die Gräfin Lydia als Verbrecherin verfolgt, durch den Gerichtsrath von Gruleff, der auch mit Ihnen verhandelt hat, dem Sie sie heute oder morgen hier ausliefern wollen.

Was wissen Sie —?

Ich weiß Alles, was an der Grenze passirt.

Kommen Sie endlich zu Ihren Scheußlichkeiten.

Ich bin nahe dabei. Wissen Sie, warum der Graf Adalbert die arme Gräfin Lydia verfolgt?

Sie haben ja selbst ihr Verbrechen erwähnt.

Ich will es Ihnen sagen, weil er sie heirathen will.

Die Kindesmörderin?

Hören Sie weiter. Er will die Georgiszken'schen Güter für sich haben. Er selbst ist ohne alles Vermögen. Auch Szillkehmen gehört ihm nicht. Es gehört dem Bruder, Grafen Joseph. Sein eigenes Vermögen hat er in Petersburg längst durchgebracht. Der Graf Joseph ist schwach. Er wird von jenem beherrscht. Es waltet da noch ein Geheimniß ob.

Wohl wieder ein Verbrechen?

Wahrscheinlich. Fast gewiß. Doch es kommt hier nicht darauf an. Der Graf Joseph mußte die Hand seiner Tochter dem Bruder versprechen. Aber die Gräfin Lydia weigerte sich, ihre Hand herzugeben. Keine Drohungen vermochten ihren Entschluß zu ändern. Sie drohete ihrerseits, den Schutz des Kaisers in Anspruch zu nehmen. Der Graf Adalbert sann auf andere Mittel. Der Graf Joseph mußte mit seinen beiden Töchtern auf Reisen gehen. Jener folgte ihnen und schloß sich an sie an. Sein Plan war, die Gräfin Lydia zu verführen und sie so zu der Heirath zu zwingen. Anstatt ihrer verführte er die Schwester.

Dem Assessor wurde es auf einmal hell, für den ersten Augenblick rosig hell.

Die Gräfin Anastasia? rief er.

Ja.

Die Gräfin Lydia wäre also in der That unschuldig?

Gewiß.

Und die Kindesmörderin wäre —? Doch, Herr, woher haben Sie Ihre Nachrichten?

Sie sollen es erfahren. Lassen Sie mich vorher zum Ende meiner Erzählung kommen. Der Heirathsplan des Grafen Adalbert wurde dadurch nicht ver-

ändert. Der Widerstand der Gräfin Lydia wurde aber desto entschiedener. Die beiden Schwestern lieben einander zärtlich. Ein unglücklicher Zufall kam dem schlechten Menschen zu Hülfe. Vielleicht hatte er auch auf ihn spekulirt. Ein bloßer Zufall wäre zu unglaublich. Das Dunkel, das über jenem Abende liegt, wird wohl niemals erhellt werden.

Welchen Abend meinen Sie?

Jenen in Tilsit.

Im Hotel de Russie?

Der Graf Joseph kehrte mit seinen beiden Töchtern von der fast zweijährigen Reise zurück. Der Graf Adalbert war schon mehrere Monate vorher plötzlich in Szillkehmen wieder angekommen. Er hatte mit dem Bruder in fortwährendem Briefwechsel gestanden. Nach einzelnen Andeutungen zu schließen, hatte er diesem die Zeit der Rückkehr der Familie vorgeschrieben. Er kam ihnen bis Tilsit entgegen. Sie waren mehrere Stunden lang, bis zu der Dunkelheit des Abends, in dem Gasthofe zusammen. Die Familie war dort allein, nur mit der völlig abhängigen und völlig ergebenen Kammerfrau, in der Gewalt des rohen Bösewichts, der vor keinem Verbrechen zurückschaudert. Welche Gewaltthaten, welche Grausamkeiten, welche Schändlichkeiten mögen in jenen Stunden verübt sein!

Sie haben nichts darüber erfahren können?

Nichts. Wer hätte sie mir mittheilen sollen? Ich weiß nur, daß die Leiche des Kindes der unglücklichen Gräfin Anastasia nachher aus dem Wagen geworfen wurde.

Und die Gräfin Lydia?

Sie entfloh in derselben Nacht. Noch vor Erreichung der Grenze fand sie eine Gelegenheit dazu. Sie wollte sich lieber jedem anderen, auch dem größten Elende Preis geben, als die Frau, die Sklavin des entsetzlichen Verbrechers werden. Das war ihr unvermeidliches Loos jenseits der Grenze.

Sie hatte doch früher schon mit dem Kaiser gedrohet.

Konnte sie das jetzt noch? Jetzt war ein Verbrechen in ihrer Familie verübt, eine Schande ihrer Schwester zu entdecken.

Ich sehe nicht ein, sagte der Assessor; es handelte sich um ihr Lebensglück.

Sie meinen, versetzte der listige Dorfrichter, jeder sei sich selbst der nächste.

Der Assessor schwieg, etwas verlegen.

Ueberdies, fuhr der Dorfrichter fort, konnte sie nicht auch ahnen, was nachher wirklich geschehen ist? Sie kannte den Bösewicht.

Was wäre nachher geschehen?

Hat Ihnen nicht der Rath Gruleff, das Werkzeug des Grafen Adalbert, die Mittheilung machen müssen, die Gräfin Lydia habe sich mit einem Leibeigenen eingelassen und ihr Kind ermordet? Hat man nicht deshalb ihre Arretirung und Auslieferung verlangt? Haben Sie sie nicht deshalb verfolgt und jetzt wirksam verfolgen lassen? Und stehen Sie nicht diesen Augenblick im Begriffe, die Unglückliche ihrem Verfolger auszuliefern?

Der Assessor verfiel in ein unruhiges Nachdenken.

Woher haben Sie Ihre Nachrichten? fragte er nach einer Weile.

Früher, antwortete der Dorfrichter, nur von der Gräfin Anastasia, durch halbe Mittheilungen. Gestern endlich hat auch der Graf Joseph den Muth gefaßt, die Rettung der Unglücklichen zu versuchen, und auch er wandte sich an mich.

Und Sie, Herr Dorfrichter? fragte der Assessor mißtrauisch.

Sie sehen, ich wende mich jetzt offen an Sie.

Jetzt!

Konnte ich früher?

Und wer bürgt für die Richtigkeit Ihrer Nachrichten?

Wer für die der Ihrigen?

Sie sind amtlich.

Die meinigen werden durch die Thatsachen bestätigt, und durch den Ruf des ganzen Landes. Kommen Sie nach Szamaiten, Jedermann wird Ihnen von dem Grafen Adalbert Szillgowski nur mit Schrecken und Verachtung sprechen.

Das sind Gerüchte. Wo wären die Thatsachen?

Liegen Sie nicht klar genug vor? Die zerrütteten Vermögensumstände des Grafen Adalbert; das Ungewöhnliche, daß der Oheim die Nichte heirathen will; der Umstand, daß diese ein kolossales Vermögen besitzt; die Gemeinheit, daß er diese gleichwohl durch Gerichte und Polizei als eine schwere Verbrecherin verfolgen läßt. Sehen Sie alle diese Thatsachen nicht, Herr Assessor?

Der Assessor dachte weiter nach.

Was soll ich machen? sagte er. Es ist Alles verabredet; der russische Beamte schon unterwegs —

Lassen Sie die Gräfin entfliehen! Ich übernehme —

Sind Sie toll? Das wäre ein Amtsverbrechen. Der Russe würde mich denunciren. Ich wäre verloren.

Wer könnte es Ihnen beweisen?

Nie eine Uebertretung meiner Amtspflichten! Für keine Schätze der Welt!

Der Assessor rief das mit Emphase aus; aber es

war sein völliger Ernst. Er gehörte zu den gewissenhaften preußischen Beamten, die es nicht wagen, eine Schreibfeder, die Staatseigenthum ist, vom Gerichtslokale mit nach Hause zu nehmen.

Ein alter berühmter preußischer Oberlandesgerichtsrath hatte das gethan. Die Gewissensbisse darüber machten ihn gemüthskrank. Um den wirklich vortrefflichen Beamten dem Justizdienste zu erhalten, mußte die Comödie gespielt werden, daß auf Antrag des Präsidenten und Justizministers der König eine gnädige Cabinetsordre an ihn erließ, worin, unter Anerkennung seiner treuen und ausgezeichneten Verdienste der aus der Gerichtssitzung mitgenommene Gänsekiel ihm ex post geschenkt, und alle Folgen, die an die Wegnahme desselben sich möglicher Weise knüpfen könnten, von Seiner Majestät Allergnädigst niedergeschlagen wurden.

Für keine Schätze der Welt, wiederholte der Assessor.

So mache ich Ihnen einen anderen Vorschlag, versetzte der Dorfrichter. Machen Sie dem Russen Schwierigkeiten der Auslieferung und schieben Sie diese dadurch auf.

Wie wäre das möglich?

Theilen Sie der vorgesetzten Behörde die Thatsachen mit, die Sie heute von mir erfahren haben.

Um dadurch eine weitläufige Untersuchung herbei-

zuführen, die Eklat machte, ohne, bei den Zuständen in Rußland, dennoch am Ende zu einem anderen Resultate zu führen? Sie vergessen dabei, daß eine Verfolgung der Gräfin als einer Verbrecherin gar nicht in Absicht ist, daß im Gegentheil der Graf Adalbert sie heirathen will.

Sie beharren also auf der Auslieferung?

Ich muß.

Gut denn!

Was haben Sie vor?

Guten Abend, Herr Assessor.

Herr Liebich, was haben Sie vor?

Schlafen Sie wohl, Herr Assessor.

Ich rathe Ihnen, keinen dummen Streich zu machen.

Es ist das meine Art nicht.

Der Dorfrichter Liebich entfernte sich.

Der Assessor blieb zurück. Eine steigende Unruhe erfaßte ihn.

Er hat Recht, sprach er für sich. Es kann nur so sein, wie er sagte. Alles spricht dafür. Sie ist also unschuldig! — Und schön! — Und reich! Von einem kolossalen Vermögen sprach er. Und sie soll dem Bösewicht überliefert werden! Durch mich selbst! Und betrogen, dupirt haben sie mich! Das ist eine

abscheuliche Situation! — Aber wenn es nun doch anders, wenn sie doch schuldig wäre! Wenn auch nur verführt! Eine von den beiden Schwestern ist es doch nun einmal! Sie kann es eben so gut sein, als die andere. Freilich, warum sollte jene sich selbst anklagen, wenn sie unschuldig wäre? Aber sie ist frei, und diese ist gefangen; sie wollen sie retten! — Und dann der Dorfrichter! Der Kerl gönnt mir die beiden Orden nicht, und will selbst einen Verdienst machen. Die Familie ist reich. Er sprach ja selbst von dem kolossalen Reichthum. Wer weiß, welche Schätze sie ihm geboten haben. Er ist es am Ende, der mich dupiren will. Wie würde er mich auslachen, er mit seinem Sack voll Dukaten, mich mit nichts als einer langen Nase!

Er hatte noch nachdenklich seine lange Nase angefaßt, als der Schulze wieder eintrat.

Alles besorgt, Herr Assessor! rapportirte der Schulze.

Das Mißtrauen schien zuletzt in dem Assessor gesiegt zu haben.

Sehr dankbar, Herr Schulze, erwiederte er. Haben Sie bei der Gelegenheit auch die Ueberzeugung gewonnen, daß der Gefangene nicht entweichen kann?

Mir ist hier noch kein Gefangener entwichen.

Ja, ja, Sie sind bekannt als ein musterhafter

Beamter. Aber jener Gefangene da im Kruge — es hat eine eigene Bewandniß mit ihm.

Das scheint so.

Wären Sie wohl so gut, mir zu sagen, in welcher Weise Sie für seine Bewachung gesorgt haben?

Er sitzt in der Kammer des Krügers neben der Krugstube.

Zu ebener Erde?

Nun ja, rief verwundert der Schulze, der in seinem Leben in Litthauen noch keinen zweistöckigen Krug kennen gelernt hatte.

Und unter welcher Bewachung?

Jetzt ist die Krügerin bei ihm.

Und später?

Zur Nacht soll er ja allein sein, haben Sie befohlen.

Richtig. Könnte indeß nicht die Krügerin die Nacht über bei ihm bleiben?

Die Krügerin?

Aber allein.

Allein? Bei dem Burschen? Ich weiß ein anderes Mittel, mein Schreiber soll bei ihm wachen —

Nein, nein, rief der Assessor hastig.

Aber alle —. Was ist es denn mit diesem sonderbaren Gefangenen?

Ach, lieber Herr Schulze, ich kann es Ihnen im Vertrauen sagen, ich muß es Ihnen mittheilen. Es ist eine gewaltsame Befreiung des Gefangenen zu befürchten.

Gewalt? lachte höhnisch der Schulze. Von dem schwachen Burschen? Der am Ende nicht einmal ein Bursch ist —?

Der Assessor wurde blaß.

Was wissen Sie?

Ich weiß nichts.

Im Vertrauen, Herr Schulze, aber im engsten. Kennen Sie den Dorfrichter Liebich?

Von Coadjuthen? Gewiß kenne ich ihn.

Er ist hier.

Aber was hat er mit den Gefangenen zu thun?

Er ist ein sehr gewandter Mensch.

Unentbehrlich für die Sicherheit der Grenze.

Aber auch gefährlich.

Für die Spitzbuben.

Der Assessor schwitzte.

Ich muß es Ihnen nur sagen, Herr Schulze — aber verrathen Sie mich auf keinen Fall — daß ich gegründete Ursache habe zu fürchten, daß er heute Nacht einen Versuch machen werde, die — den Gefangenen zu befreien.

Der Dorfrichter Liebich?

Er, er. Er geht diesen Augenblick von hier fort.

Unmöglich, Herr Assessor.

Ich habe Sie gewarnt, Herr Schulze. Entkommt der Gefangene, die Verantwortung fällt auf Sie. Allein auf Sie. Eine schwere Verantwortung.

Auch der Schulze wurde nachdenklich.

Der Liebich ist ein listiger Bursch, sagte er, halb für sich, halb zu dem Assessor. Er hat oft sonderbare Pläne. Und immer Geheimnisse. Und seine größte Freude ist, die Leute zu überlisten. Aber mir soll er kommen! An mir soll er seinen Mann finden! Hier soll ihm sein Plan nicht gelingen.

Der Assessor rieb sich vergnügt die Hände.

Bieten Sie alle mögliche Vorsicht auf, lieber Herr Schulze.

Ich werde.

Lassen Sie den Gefangenen durch zwei Mann bewachen. Einer steht draußen an der Thür, der zweite draußen am Fenster. Sie werden alle zwei Stunden abgelöset.

Wenn Sie es so anordnen!

Ich bitte darum.

Es wird geschehen.

Und wenn das Geringste vorfällt, wird es Ihnen

rapportirt, und Sie lassen mir Bescheid geben. Ich logire bei dem Herrn Justizamtmann.

Sehr wohl.

Und auf den Liebich haben Sie ein gutes Auge.

Ich werde.

Der Assessor ging.

Ja, ja, sagte, als er fort war, der Schulze. Der Gendarm hat Recht. Da ist ein Geheimniß. Aber was kümmert es mich? Nach dem Transportreglement hat er zu befehlen. Und der Dorfrichter, der Liebich —

Meinen Sie vielleicht mich? rief der Dorfrichter Liebich zur Thür hinein, die er plötzlich geöffnet hatte.

Alle Granaten, Dorfrichterchen.

Ja, alle Granaten, alter, ehrlicher Schulze. Was hat Ihnen der schwarz-weiße Storch da vorgeschwätzt? Sie wissen doch, daß die Litthauer ihn so nennen?

Ich wußte das nicht.

So erfahren Sie es jetzt durch mich. Nun, was hat er Ihnen gesagt?

Der Schulze war eine zähe Natur, und sein Mißtrauen gegen den wegen seiner List und seiner Freude am Ueberlisten von ihm gefürchteten Dorfrichter war einmal geweckt.

Wir hatten Amtsgeschäfte, antwortete er kurz.

Saubere Amtsgeschäfte das —

Dorfrichter! rief der Schulze beleidigt, beinahe drohend.

Sie meine ich damit nicht, Schulze. Alle Ihre Sachen sind ehrlich. Aber der da —

Er ist Gerichtsassessor.

In Tilsit, aber nicht in Heidekrug und Werden. Hier hat er nichts zu befehlen.

Der Schulze stutzte.

Was sagen Sie da, Dorfrichter?

Daß er hier nichts zu befehlen hat. Eben so wenig, wie Sie als Schulze von Werden in Coadjuthen etwas zu befehlen haben, oder der Schulz von Coadjuthen in Werden.

Ist das gewiß so, Dorfrichter?

Gewiß. Das Gericht zu Tilsit ist nichts mehr, als das Justizamt zu Heidekrug; jedes in seinem Gerichtskreise. Keines hat in dem Gerichtsbezirke des anderen nur so viel zu sagen. Beide stehen unter dem Oberlandesgerichte zu Insterburg. Das hat auch hier zu befehlen.

Zum Teufel, Dorfrichter!

Und er hat Ihnen doch hier befohlen?

Ja! antwortete der Schulze kleinlaut.

Hat er Ihnen eine Ordre von Insterburg vorgezeigt?

Nein.

Und Sie haben ihm gehorcht!

Zum Teufel!

Was hat er Ihnen denn eigentlich zugemuthet?

Aber dem Schulzen fiel noch zu rechter Zeit die Warnung des Assessors vor dem Dorfrichter ein.

Ich werde schon allein wissen, was ich zu thun habe, antwortete er barsch.

Der Dorfrichter ließ nicht sogleich nach.

Nun, nun, sagte er, was geht es am Ende mich an, wenn er Sie zu etwas veranlaßt, was gegen die Transportinstruction ist.

Ich kenne die Transportinstruction selbst.

Ich zweifle nicht. Sie sind danach aber auch selbst verantwortlich, wenn Sie etwas vorgenommen haben, was gegen die Gesetze ist.

Ich weiß das.

Wissen Sie aber auch, daß es gegen die Gesetze ist, wenn Jemand rechtswidrig in Arrest gehalten wird?

Ich weiß es.

Daß das ein Verbrechen ist? Das Verbrechen der Freiheitsberaubung?

Was geht mich der Name an?

Auch nicht, daß es mit Zuchthausstrafe bedrohet ist?

Was wollen Sie mit all dem Zeuge, Dorfrichter? Wer wird denn hier rechtswidrig in Haft gehalten?

Wenn es nun der Bursch wäre, den Sie da im Kruge eingesperrt haben?

Wer? Ich?

Ja, Sie.

Dummes Zeug; der ist ein richtiger, rechtmäßiger Gefangener. Und der Assessor muß es verantworten.

Der Assessor? Hier?

Er hat die Verhaftung und den Transport angeordnet.

Aber ich habe Ihnen ja schon bewiesen, daß er hier nichts zu befehlen hat. Und das müssen Sie als alter, erfahrener Beamter wissen, wer Jemandem gehorcht, der nichts zu befehlen hat, der gehorcht einzig und allein auf seine eigene Verantwortung. Wenn ich Ihnen hier befehlen wollte, den Gefangenen loszulassen, und Sie thäten es, könnten Sie sich von der Verantwortung dadurch losmachen, daß Sie sich auf meinen Befehl beriefen? Und hat der Tilsiter Assessor hier mehr zu befehlen als ich?

Dem Schulzen brach der Angstschweiß aus. Die Logik des Dorfrichters, wenn sie ihn auch vielleicht nicht überzeugen mochte, verwirrte ihn doch so, daß er ihr nichts entgegensetzen konnte. Andererseits sah er

sich dem listigen Dorfrichter gegenüber, der ja keine größere Freude hatte, als die Leute zu überlisten.

Und das will der Spitzbube auch jetzt, dachte er zuletzt. Warum sonst so viele Worte über eine Sache, die ihn nichts angeht, wenn der Assessor mit seinem Verdachte nicht Recht hätte?

Dieser Gedanke siegte.

Dorfrichterchen, sagte er trocken, was ich eingebrockt habe, das esse ich aus.

Der Dorfrichter sah ein, daß er zu seinem Ziele nicht gelangen könne.

Er gab es auf.

Adieu, Schulze, sagte er.

Adieu, Dorfrichter.

Sie schieden.

Die Unterredung hatte den Schulzen doch etwas unruhig gemacht. Er ging mit großen Schritten umher.

Es begann in der niedrigen Stube dunkel zu werden. Der Schulze zog seine dicke silberne Taschenuhr hervor.

Heda, schon dreiviertel auf acht! sagte er. Es wird Zeit.

Annike! rief er zur Thür hinaus.

Eine alte Litthauerin erschien, seine Haushälterin.

Du weißt, Annike.

Ich weiß, Pons.

Du bleibst also auf, bis ich zurückkomme!

Ich werde.

Und horchst genau auf jede Bewegung des Menschen!

Ich werde.

Und rufst sofort um Hülfe, wenn du etwas Verdächtiges hörst!

Ich werde.

Noch Eins, Annike. Der Mensch ist Nachmittags eingeliefert. Nach dem Transportreglement bekommt er also hier heute keine Verpflegung mehr. Die Gendarmen aber lassen die armen Teufel oft den ganzen Tag hungern, und stecken das Geld in die Tasche.

Es sind Deutsche, Pons.

Ich als Schulze darf ihm nun zwar nichts verabreichen lassen; das Transportreglement verbietet es einmal. Wenn du ihm aber etwas aus freien Stücken geben willst, Annike, so kann ich nichts dagegen haben. Meinetwegen kannst du ihm auch einen Schnaps kaufen. Es wird der letzte sein, den er zu trinken bekommt, bis er todtgeschossen wird. Es ist das so bei den Russen. Es ist ein armer szamaitischer Bursch, der den Russen desertirt ist. Morgen wird er an die Russen abgeliefert. Hier hast du Geld, Annike.

Annike ging.

Der Schulze kehrte sich zu der Wand. Er sah das spanische Rohr an, das dort hing. Er sah die Kantschu an, die auf der anderen Seite hingen. Er schien lange zu wählen. Zuletzt nahm er den schwersten Kantschu. Er mochte seine Gründe dazu haben. Der Kantschu war kein, wenigstens kein von der Dorfordnung anerkanntes Amtsattribut. Prügelte er also Jemanden damit, so hatte er nicht amtlich geprügelt, also auch keine amtliche Verantwortlichkeit.

Auch er ging.

Er ging zum Kruge. Er sah unterwegs noch einmal auf seine Uhr. Sie zeigte fünf Minuten vor acht. In vier Minuten konnte er im Kruge sein. Er war ein pünktlicher Mann. Er ging langsamer. Mit dem Schlage acht trat er in die Krugstube.

Er fand sie angefüllt mit Leuten. Aber nur mit Wirthen des Dorfes, zu denen auch der Krüger gehörte. Die Gendarmen, welche die beiden Gefangenen gebracht hatten, waren schon wieder abgereiset.

Nur zwei Personen waren anwesend, die nicht zu den Dorfswirthen gehörten. Der Dorfgerichtsschreiber, der in der Dorfsversammlung das Protokoll führen mußte, und der Dorfrichter Liebich aus Coadjuthen. Der Schreiber wartete auf seinen Herrn, den Schulzen.

Der fremde Dorfrichter aber wand sich mit seinem listigen Gesichte wie ein Aal in der Menge herum, bald diesem ein Wort zuflüsternd, bald jenem die Hand drückend, bald einem Dritten einen Wink zuwerfend. Als der Schulze kam, entfernte er sich, mit einem triumphirenden Lächeln.

Zu der Dorfsversammlung war die Krugstube besonders eingerichtet. Freilich war diese Einrichtung eine sehr einfache. Am oberen Ende der Stube war ein kleiner Tisch aufgestellt, mit zwei Stühlen daran.

An dem kleinen Tische nahm der Schulze Platz, ihm zur Seite der Dorfgerichtsschreiber. Auf dem Tische lagen einige Papiere, vor allem die Dorfordnung.

Die Bauern waren bei dem Eintreten des Schulzen still geworden. Nachdem er sich gesetzt hatte, lagerten auch sie sich auf den umherstehenden Bänken. Alle Pfeifen wurden eingesteckt, Gläser und Flaschen abgeräumt. Man sah erwartungsvoll auf den Schulzen.

Der Schulze eröffnete die Versammlung in litthauischer Sprache, weil fast nur Litthauer da waren. Seinen litthauischen Kantschu legte er neben sich auf den Tisch.

Der Schulze, seitdem er den §. 32 der Dorfordnung hatte aufgeben müssen, hatte sich mit desto größerem Eifer auf den §. 35 dieses Gesetzes geworfen,

und auf das strengste über dessen Aufrechthaltung gewacht. Er hatte, nach manchem anfänglichen Widerstreben, zuletzt allgemeinen Gehorsam gefunden. Nur Eine Contravention hatte er heute entdeckt. Vor einiger Zeit war ein neuer Schmied in das Dorf gezogen, ein Deutscher, wie fast alle Handwerker in den litthauischen Dörfern. Der Mann schien wohlhabend zu sein, denn er hatte neben der Schmiede, die der Gemeinde gehörte, und die er daher nur hatte pachten können, sich eigenthümlich ein großes Bauerngut angekauft. Dieser war der freche Contravenient gegen den §. 35.

Ihr Männer, hob der Schulze mit feierlicher Stimme an, ich habe den Krummstab unter Euch herumschicken müssen, weil ein boshaftes Unternehmen gegen das Wohl der Gemeinde im Werke ist. Die Gesetze werden nicht mehr beachtet, und das Ansehen der Obrigkeit wird verspottet. Es ist zu befürchten, daß eine Partei im Finsteren umherschleicht, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, durch Werke der Finsterniß alle Ordnung in der Gemeinde zu unterwühlen und umzustürzen. Dem muß ein Ende gemacht werden, wenn nicht die ganze Gemeinde und mit ihr der ganze Staat zu Grunde gehen soll. Dorfgerichtsschreiber Naujocks, lies den §. 35 der Dorfgerichtsordnung vor.

Die Bauern hatten ihm mit Verwunderung zugehört, einige, die früher ebenfalls Unteroffiziere gewesen waren, mit demselben Entsetzen, mit welchem alte, verabschiedete Obristlieutenants — Majore schon nicht mehr so sehr, denn wer als Major verabschiedet war, der hatte es in der Armee nur zum Kapitain gebracht, und seinen Abschied in demselben Momente erhalten, als er hoffte, endlich ein Bataillon zu erhalten, und ein solcher Mann ist malcontent und oppositionell, freilich in seiner Weise —; aber die verabschiedeten Obristlieutenants schon und die Obersten, die sind es, die mit dem rechten Grauen und haarsträubenden Entsetzen die Gräuelthaten lesen, die ihnen die Kreuzzeitung mit den hergebrachten Verwünschungen von den Demokraten zum Besten giebt.

Der Dorfgerichtsschreiber las den §. 35 der litthauischen Dorfgerichtsordnung vor: „Auf gleiche Weise ist es auch nöthig, und einem Land-Wirth sehr zuträglich, daß er sich auf den Bau des Tabaks befleißige; maaßen dieses Gewächs fast bei jedermann gesuchet und gebrauchet wird, folglich bei der starken Consumtion desselben beständig ein ansehnlicher Gewinn davon gezogen und dem Land-Wirth eine gute Hülfe in der Wirthschaft dadurch geschaffet werden kann. Die Beamten und Schulzen müssen daher an denjenigen Oer-

tern, wo die Unterthanen noch nicht eigentlich wissen, wie der Tabaks-Bau traktiret wird, denenselben durch geschickte Planteurs die nöthige Anweisung dazu geben lassen."

Das Anhören der von dem Schreiber mit möglicher Feierlichkeit vorgelesenen Worte des Gesetzes hatte die feierliche Stimmung des alten Schulzen erhöhet und so mehr und mehr auch seinen Zorn entflammt.

Habt Ihr es vernommen, Ihr Männer, rief er, was das Gesetz verordnet? Soll ich Euch nun auch noch sagen, was ich, Eure Obrigkeit, gethan habe? Ihr wißt es, wie ich Euch ermahnt und belehrt habe, den Tabak auf Euren Feldern zu pflanzen. Ihr seid mir gefolgt, zum Wohle der Gemeinde. Alle, bis auf Einen. Einer von Euch ist widerspänstig. Einer von Euch will das Wohl der Gemeinde, den Staat umstürzen. Ich selbst will ihn nicht bestrafen. Ich will Euch, der Dorfsversammlung, die Strafe überlassen. Sprechet aus, welche Strafe er verdient hat!

Der Schulze schwieg, mit grimmigem Blick eine Antwort erwartend.

Aber die Bauern sahen einander mit etwas dummen Gesichtern an und schwiegen.

Einer kam zuletzt auf den verständigen Einfall zu fragen:

Aber, Pons Schulze, wer ist denn der Widerspänstige und was hat er gethan?

Was er gethan hat? Ich selbst hatte ihm auf seinem Gute das Stück Land ausgesucht, das er mit Tabak bepflanzen sollte. Und was finde ich heute? Hafer, gemeinen Hafer hat er darauf gesäet.

Die Bauern sahen sich noch immer etwas verlegen an.

Der Schulze fuhr eifrig fort:

Und wer es ist, wollt Ihr wissen? Er ist unter Euch. Der Schmied ist es. Der neue Schmied, der erst vor Kurzem hier eingezogen ist.

Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Menge.

Die listig und heimlich Lächelnden, mit denen der Dorfrichter Liebich vertrauter gesprochen hatte, raunten den alten verabschiedeten Unteroffizieren das Wort: Deutsche zu.

Den alten Unteroffizieren sträubten sich entsetzt die Schnurrbärte in die Höhe.

Der Deutsche! riefen sie halblaut.

Auf einmal schrie die ganze Versammlung laut: Der Deutsche hat es gethan! Der freche Deutsche.

Der Schulze schlug mit seinem Kantschu laut schallend auf den Tisch.

Ruhig! rief er. Ja, er hat das gethan. Er

untergräbt das Ansehen der von Gott eingesetzten Obrigkeit. Bestimmt seine Strafe.

Bestraft muß er werden! rief die Menge.

Sprecht die Strafe aus!

Schlage die Strafe vor, Pons Schulze, du bist die Obrigkeit, die er verhöhnt hat.

Ich überlasse sie Euch.

Eine Tonne Bier, flüsterte einer der listig Lächelnden einem der alten Unteroffiziere ins Ohr.

Und einen Anker Schnaps, sagte ein Anderer leise einem Zweiten.

Den alten Litthauern hob sich der Schnurrbart, aber nicht vor Entsetzen, sondern vor Wollust.

Eine Tonne Bier, rief der Eine laut, das soll die Strafe des Deutschen sein.

Und ein Anker Schnaps, rief der Zweite.

Die Rufer waren alte Männer; der Litthauer ehrt das Alter. Die Rufe waren Bier und Schnaps; der Litthauer liebt Bier und Schnaps. Ein Deutscher sollte bestraft werden; der Litthauer straft den Deutschen gern.

Ja, ja, schrie die ganze Versammlung wie wüthend; das soll seine Strafe, das soll die Strafe des Deutschen sein.

In dem Gesichte des Schulzen aber zeigte sich ein großer Schrecken.

Es ist eine alte Sitte der litthauischen Dorfsversammlungen, Einen aus ihrer Mitte, der sich einer Uebertretung schuldig gemacht hatte, in solcher Weise zu einer Buße von Branntwein oder Bier zu verurtheilen, die dann sofort verzehrt wurde. An sich schon eine Unsitte, war sie immer mehr zu einem wahren Unfuge ausgeartet. Die Regierung war daher schon lange durch Verordnungen dagegen aufgetreten, die indeß, da ein eigentliches Verbotsgesetz nicht existirte, nur als Anweisungen an die Schulzen ergangen und auch nicht öffentlich bekannt gemacht waren. Wie sehr nun auch der Schulze, als Litthauer, mit der ausgesprochenen Strafe einverstanden war, so wenig durfte er sie doch als Beamter billigen. Andererseits hatte er auch keine Lust, ihr offen entgegenzutreten; sie war ja nicht gegen die Dorfordnung.

Ihr Männer, sagte er, das wird nicht angehen.

Aber die Männer waren einmal in Aufregung.

Es muß angehen, riefen sie.

Das ist keine gesetzliche Strafe.

Kein Gesetz verbietet sie.

Dem Streite machte der Verurtheilte selbst ein Ende. Er gehörte zu denjenigen Personen, mit denen der Dorfrichter Liebich gesprochen hatte.

Ihr Männer, sprach er, höret mich.

Nein, nein, rief die Menge.

Der Schulze schlug wieder mit seinem Kantschu auf den Tisch. Er erwartete einen Widerspruch des Schmieds.

Gehört muß er werden, rief er. Auch ein Mörder hat das Recht, gehört zu werden.

Es wurde Stille.

Ihr Männer, sagte der Schmied, ich unterwerfe mich der Strafe —

Was? was? rief überrascht der Schulze.

Vorausgesetzt —

Keine Voraussetzung! rief die Menge.

Vorausgesetzt, daß Bier und Schnaps sofort heute Abend hier vertrunken werden.

Ein allgemeiner Jubel empfing die Worte des Schmieds.

Der Schulze wagte keinen Widerspruch mehr.

Bier her! Bier her! schrie die eine Hälfte der Dorfsversammlung.

Schnaps, Schnaps her! tobte die andere Hälfte.

Aber die Versammlung ist noch nicht aufgelöst! rief der Schulze dazwischen. Das Protokoll muß noch fertig gemacht werden.

Er rief vergeblich; auch die lauten Schläge seines Kantschus auf den Tisch konnten ihm kein Gehör mehr

verschaffen. Bier und Schnaps lösten seine Autorität und die Dorfsversammlung auf.

Der Krüger schien schon vorbereitet zu sein, gleichfalls durch den Dorfrichter Liebich; vielleicht auch durch den Schmied selbst, der listig genug war einzusehen, daß er durch die freiwillig übernommene Strafe sich für immer eine gute Aufnahme im Dorfe bereitet hatte.

Ein großes Faß Bier, ein kleines Faß Branntwein wurden bald in die Krugstube gerollt.

Die Verzehrung der Buße begann.

Es entstand eine Orgie, deren Wüthen, Toben und Rasen nicht einmal durch einen Fanatismus des Aberglaubens — gemildert wurde. Es herrschte einzig und allein der — Fanatismus des Schnapses.

Der Schulze ergriff, als das Trinken seinen Anfang nahm, seinen Kantschu, und rief seinen Dorfgerichtsschreiber.

Naujocks!

Herr Schulze!

Du kennst diesen hier!

Das ist Ihr größter Kantschu.

Naujocks, du bleibst hier!

Was, Herr Schulze?

Du trinkst aber keinen Tropfen mehr, als ein Glas Bier und zwei kleine Gläser Schnaps.

Herr Schulze, wenn der Löwe Blut sieht —!

Dein Rücken wird diesen Kantschu besehen.

Wenn es denn so sein muß —.

Es ist um des gefangenen Burschen willen. Hast du für Alles gesorgt?

Er hat Essen und Trinken bekommen.

Wie steht es mit der Wache?

Draußen unter dem Fenster stehen zwei Mann. Hier in der Stube wird keine Wache nöthig sein, so lange die Männer da sind, und die werden wohl die ganze Nacht bleiben.

Das heißt, Bursch, so lange wie ich da bin, ist keine besondere Wache hier nöthig. Und ich muß schon lange bleiben, damit sie sich die Köpfe nicht entzwei schlagen. Weiter.

Weiter wüßte ich nichts. Aus der Kammer da kann man nur durch das Fenster, oder durch die Thür und diese Stube.

Gut, mein Bursch. Bleibe mir nur nüchtern, und sieh alle halbe Stunden nach der Wache draußen.

Sehr wohl, Herr Schulze. —

Es war etwa neun Uhr Abends, als die beiden Fässer in die Krugstube gerollt waren.

Um zehn Uhr — eine Stunde später — verließ der Dorfrichter Liebich sein Quartier. Er hatte dieses

bei einem Freunde, dem Executor des Justizamts Heidekrug, genommen. Der Executor wohnte, wie die meisten Beamten des Gerichts, in dem nicht weit von Heidekrug entfernten freundlicheren Dorfe Werden.

Der Dorfrichter war zu Pferde angekommen. Er verließ sein Quartier zu Fuße. Ein Sohn des Executors folgte ihm mit zwei gesattelten Pferden. Das eine war das des Dorfrichters; das andere gehörte dem Executor.

Kennst du den Weg nach Coadjuthen, mein Sohn? fragte der Dorfrichter den Knaben.

Ja wohl, Herr Liebich.

Führe die Pferde hinein, etwa hundert Schritte weit vom Dorfe. Dort warte auf mich. In einer Viertelstunde hoffe ich bei dir zu sein.

Der Knabe ging mit den Pferden links.

Der Dorfrichter ging rechts, nach dem Kruge.

Er ging vorsichtig.

Schon von weitem traf der höllische Lärm der aufgelöseten trinkenden Dorfsversammlung sein Ohr. Der Dorfrichter wurde sehr vergnügt darüber.

Das wäre vortrefflich geglückt, sagte er. Die eine Hälfte wird schon jetzt unter dem Tische liegen, die andere in einer Viertelstunde. Das Weitere wird nur eine Kleinigkeit sein. Wie wird dieser Narr von

Schulzen sich ärgern. Und jener eitle Narr von Assessor. Daß er die Orden nicht bekommt —. Der Russe hätte ihn doch darum betrogen. — Mich werden Sie nicht betrügen. Es sind Damen mit in dem Spiele. Die sind dort noch etwas ehrlich.

Das Geräusch drang beinahe betäubend aus den offenen Fenstern der Krugstube hervor, als er sich dieser genähert hatte.

Er ging langsam spähend um den ganzen Krug herum. Niemand begegnete ihm. Nur unter dem nicht erleuchteten Fenster der hinter der Krugstube befindlichen Kammer waren die beiden Mann Wache. Es war dort eine offene Dorfstraße; in dieser standen die beiden Wächter auf ihrem Posten.

Der Dorfrichter ging dreist auf sie zu.

Ihr Männer, was ist denn in dem Kruge los?

Bist du nicht der Pons Dorfrichteris von Coadjuthen, der schon am Nachmittage hier war?

Gewiß. Aber da hieß es, hier solle heute Dorfsversammlung der Wirthe sein.

Die ist gewesen.

Und jetzt?

Sie haben den Schmied um eine Tonne Bier und ein Faß Branntwein gebüßt.

Und die vertrinken sie wohl gleich?

So ist es.

Ohne Euch, Ihr Männer?

Du sagtest es ja. Es war nur Versammlung der Wirthe.

Ihr seid wohl Eigenkäthner?

Wir sind.

Aber was macht Ihr denn hier?

Wir bewachen einen Gefangenen.

Hier?

Er sitzt in der Kammer dort.

Ihr müßt wachen und die drinnen trinken! Ich wette, man hat Euch hier ganz nüchtern gelassen.

Völlig.

Nicht einmal einen Schnaps hat man Euch herausgebracht?

Keinen Tropfen.

Das ist eine Schande. Aber wartet, ich werde für Euch sorgen.

Pons Dorfrichteris, dich kennen alle Leute als einen braven Mann.

Der Dorfrichter ging in den Krug, und hier gerades Wegs in die hinter der Krugstube belegene Vorrathskammer des Krügers. In dieser befand sich die Krügersfrau, die mit ihren kleinen Kindern in der tollen Wirthschaft der Krugstube nicht bleiben konnte,

und bei dem Gefangenen nach der Anordnung des Assessors nicht bleiben durfte.

Frau Krügerin, ein Stof Schnaps, aber guten, starken.

Was, Herr Dorfrichter? Sie?

Nicht für mich. Aber die Wirthe machen sich da drinnen einen vergnügten Abend, und da draußen steht ein Haufen Bursche, die mir früher einmal einen Gefallen gethan haben, mit trockenen Zungen.

Hier, Herr Dorfrichter.

Hier das Geld, Frau Krügerin. Sagen Sie Niemandem, daß ich hier war. Die besoffenen Kerle da drinnen, wenn sie hören, daß auch die jungen Leute sich etwas zu Gute thun, könnten neidisch werden und Skandal machen. Sie wissen ja, wie die Litthauer sind.

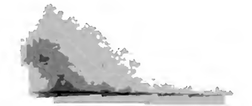
Ich weiß, Herr Dorfrichter. Verlassen Sie sich auf mich.

Er hatte das Stof (ein Maß) Branntwein in einem steinernen Kruge erhalten. Mit dem Kruge kehrte er zu den Wächtern zurück.

Hier, Ihr Männer, das habe ich für Euch erobert.

Danke, danke, Pons Dorfrichteris.

Aber Teufel, Burschen, wenn Ihr es nicht mit Anderen theilen wollt, so müßt Ihr rasch trinken.



Wie so, Pons?

Ich hörte, daß Ihr gleich sollt abgelöset werden.

Die beiden Litthauer setzten wechselsweise den Krug vor den Kopf, und tranken, bis kein Tropfen mehr darin war.

Sie hatten sich nicht die Zeit genommen, auch nur ein Wort zu sprechen.

Als der Krug geleert war, konnten sie kein Wort mehr sprechen. Das schnelle, gierige Trinken des starken Schnapses hatte sie schnell betäubt.

Beide den geleerten Krug noch umarmend, fielen sie bald an der Mauer neben dem Fenster nieder.

Der Dorfrichter trat an das Fenster. Er horchte eine Weile. Er hörte nur den Lärm in der Krugstube. Er klopfte leise an die Scheiben.

Schnell, gleichfalls leise, öffnete sich das Fenster.

Wer ist da? rief eine Stimme von innen.

Gnädige Gräfin —.

Um Gotteswillen, wer ist das?

Sind Sie allein?

Die Gefangene mochte an Gustav Walter gedacht haben, als sie so schnell auf das Klopfen öffnete. Die fremde Stimme erschreckte sie.

Was wollen Sie? Wer sind Sie?

Ein Freund. Sind Sie allein?

Ich bin allein.

Gräfin, ich komme von Ihrer Schwester und von Ihrem Vater —.

Auch von ihm? Was ist geschehen? Aber wie kann ich Ihnen trauen?

Ich komme, Sie zu befreien.

Ich kenne Sie nicht, wer sind Sie?

Sie sollen morgen ausgeliefert werden. Die Beamten sind schon da. In welche Gefahr könnte ich Sie noch bringen?

Ich vertraue Ihnen. Was soll ich thun?

Nur mir vertrauen und folgen.

Der Dorfrichter richtete sich an dem Fenster empor.

Das Gesimse des Fensters reichte beinahe bis an seinen Kopf hinunter. Vor jedem der beiden Fensterflügel befanden sich inwendig zwei hölzerne, senkrecht eingefugte Stangen. Der Dorfrichter konnte sie mit Bequemlichkeit fassen. Sie waren schon alt und morsch. Er riß sie ohne Mühe aus ihren Fugen. Es entstand ein Geräusch, aber der Lärm in der Stube übertäubte es.

Die Oeffnung des Fensters war frei.

Steigen Sie jetzt in das Fenster, sagte der Dorfrichter zu der Gefangenen. Ich nehme Sie in Empfang.

Die Gräfin blickte durch das Fenster.

Sie sind allein? fragte sie zögernd, beinahe ängstlich.

Gewiß.

O, mein Gott!

Was ist Ihnen?

Wo ist mein Gefährte?

Der Dorfrichter hörte verwundert auf.

Wen meinen Sie?

Meinen Begleiter, Gustav Walter.

Den Deserteur?

Wo ist er?

Ich weiß es nicht. Kommen Sie.

Ohne ihn?

Ich bitte Sie, kommen Sie, rasch.

Ohne ihn? O, großer Gott! Es ist nicht —

Aber Gräfin, ich bitte Sie um Alles —

Aber Dorfrichterchen, ich bitte Euch um Alles, rief auf einmal eine kräftige Stimme unmittelbar hinter dem Dorfrichter, und er fühlte sich von zwei starken Fäusten an der Schulter gepackt und von dem Fenster zurückgerissen.

Alle Granaten, Dorfrichterchen, fuhr die Stimme, die des alten Schulzen Drigelis, fort, diesmal seid Ihr überlistet.

Verdammter Litthauer! schnaubte der Dorfrichter.

Ja, Dorfrichterchen, der Litthauer hat Euch überlistet! Ihr kennt doch das litthauische Sprichwort:

Der dümmste Litthauer ist noch immer so klug, wie der klügste Deutsche.

Der Dorfrichter faßte sich.

Hören Sie, lieber Schulze, ein vernünftiges Wort.

Aber der Schulze mochte einsehen, daß er der vernünftigen Worte des Dorfrichters schon zu viele gehört hatte.

Hören Sie, lieber Dorfrichter, erwiederte er, kein Wort mehr, sondern fort von hier, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie arretiren und in das Dorfspritzenhaus bringen lasse. Es ist zwar kein festes Gefängniß; aber heute Nacht sollten Sie mir nicht daraus entkommen, dafür stehe ich Ihnen ein. Hier habe ich zu befehlen. Sie sagten es ja selbst. Kommen Sie!

Und du, wandte er sich an seinen Schreiber, der mit ihm gekommen war, und du, alter Naujocks, passe hier draußen unter dem Fenster so lange auf, daß der Bursch da drinnen, oder was er ist, nicht entkommt, bis der Herr Assessor hier eintrifft. Ich werde sofort zu ihm schicken; das Mamsellchen oder der Bursch soll doch jetzt wohl nicht mehr die Nacht über allein bleiben dürfen. Dann aber, braver Bursch, sollst du für diese Woche zwei Tage haben, und du kannst den ersten gleich heute Nacht beginnen. Denn deiner Wachsam-

keit verdanke ich den Fang dieses braven Dorfrichterchens, der mir etwas abfangen wollte.

Der Dorfgerichtsschreiber Naujocks stellte sich gerade und steif unter dem Fenster neben den beiden schnarchenden litthauischen Wächtern auf.

Die Gräfin war längst aus dem Fenster in die Kammer zurückgeflogen.

Der Dorfrichter hatte zähneknirschend geschwiegen.

Der Schulze nahm den Arm des Dorfrichters.

Kommen Sie jetzt, lieber Dorfrichter!

Verdammter Litthauer! Ich werde es Euch gedenken.

Ja, ja, Dorfrichterchen, der klügste Deutsche den dümmsten Litthauer.

Er zog den Dorfrichter mit sich fort.

Herr Schulze! rief auf einmal der Schreiber.

Was giebt es?

Ich höre ein Geräusch in der Kammer.

Wo?

In der Kammer des Gefangenen.

Du bist ein Narr, Naujocks.

Die Thür ging auf.

Die Thür führt in die Krugstube, und diese ist voll Menschen.

Aber voll betrunkener.

Ei, du bist ein Narr. Bleib auf deinem Posten.

Er ging mit dem Dorfrichter weiter.

Ein Glas auf den Schrecken, nicht wahr lieber Dorfrichter?

Wenn es nicht anders sein kann, lieber Schulze.—

An den russischen Deserteur Gustav Walter hatte nur die Gräfin Lydia wieder gedacht. Außerdem nur eine alte Litthauerin.

Als der Schulze sein Haus verlassen hatte, um in die Dorfsversammlung zu gehen, hatte seine Haushälterin Annike durch einen Knaben aus der Nachbarschaft für den Gefangenen ein Quartier (ein Viertel eines Stofs) Schnaps holen lassen. Zu diesem fügte sie ein großes Stück Brod, ein Stück Butter und eine Wurst. Damit ging sie an eine schmale Klappe, die aus dem Flur in den Holzstall führte, in welchem der Gefangene eingesperrt war. Sie hatte zwar, nach der Auskunft des Schulzen, Mitleiden mit dem armen Menschen; sie hatte aber noch mehr Pflichtgefühl, oder wenn man will, Angst, dem Gefangenen eine Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen.

Sie öffnete die Klappe.

In dem Stalle war es dunkel. Licht fiel nur durch diese Klappe hinein, und durch die Thüren, freilich, wenn sie geöffnet waren.

Bursch, stehe auf! rief die Haushälterin durch die Klappe.

Gustav Walter stand auf.

Nimm an, ich bringe dir dein Abendbrod!

Der Gefangene zögerte. Er mochte keinen Hunger haben. Doch gleich darauf besann er sich. Er mochte noch für die Nacht und für seine Pläne der Stärkung bedürfen. Denn welcher Gefangene macht nicht, wenn die Ehre es ihm erlaubt, Pläne seiner Befreiung! Er nahete sich der geöffneten Klappe.

Hier hast du ein Stück Brod.

Der Gefangene nahm es an.

Hier habe ich dir auch ein Stückchen Butter mitgebracht.

Gustav Walter nahm es gleichfalls an.

Und hier auch noch eine Wurst; du armer Mensch, möge es dir gut schmecken.

Ich danke dir, Frau.

Nicht mir danke, Bursch, aber dem Herrn Schulzen. Nach der Transportinstruction, wie sie es nennen, hättest du nichts mehr bekommen sollen. Aber der Schulze schickt es dir aus seinem guten Herzen.

Ich danke ihm und dir.

Auch das Quartier Schnaps schickt er dir noch.

Ich bedarf dessen nicht, Frau. Ich trinke keinen Schnaps.

Trinke du nur. Es ist süßer. Ich habe ihn besonders für dich holen lassen, damit du dir noch zum letzten Male gut thun sollst. Ist es denn wahr, armer Bursch, daß du ein russischer Deserteur bist?

Sie wollten mich drüben zum Soldaten machen.

Und morgen wirst du ausgeliefert.

So wird es wohl sein.

Und dann schicken sie dich weit weg, aus deiner Heimath, nach jenseits der Türkei.

Der junge Mann seufzte.

Und in dem fremden Lande mußt du so lange Soldat bleiben, bis sie dich todt schießen.

So wird es wohl sein.

Und Schnaps bekommst du dort erst am Tage vorher, wenn du todt geschossen wirst. Dann machen die Russen die armen Soldaten betrunken, damit sie Muth bekommen und sich todtschießen lassen, sagen die Leute. — Armer Bursch, drum trinke hier noch einmal. Ich will dir zutrinken; thue mir Bescheid.

Sie setzte die Schnapsflasche an den Mund, that einen Zug daraus, und reichte sie dem Gefangenen.

Gustav Walter berührte sie mit seinen Lippen, aus Höflichkeit, und gab sie zurück.

Und du bist noch so jung, fuhr die Alte fort. Und hast gewiß auch noch eine Mutter?

O Gott, preßte der junge Mann in schmerzhafter Erinnerung hervor.

Armer Bursch! Hier, trink, thu mir Bescheid; tröste dich.

Der Schnaps war süß; die Alte war eine Litthauerin. Sie setzte die Flasche wieder an den Mund, that einen tüchtigen Zug daraus, und reichte sie wieder dem Gefangenen hin.

Dieser schob sie zurück.

Nun, nun, mein Bursch, sei nicht so traurig. Wo lebt denn deine Mutter?

Sie ist todt.

Todt! Armer, armer Bursch! Aber komm, vertrinke deinen Schmerz. Thu mir Bescheid, mein Bursch, ich meine es gut mit dir.

Sie that nochmals einen tüchtigen Zug des süßen Schnapses aus der Flasche, die sie dann dem Gefangenen hinreichte.

Der Gefangene schob sie nochmals zurück.

Aber nimm, du Armer! Der Schnaps lindert den Schmerz.

Ich danke dir, Frau. Meinen Schmerz kannst du nicht lindern. Das Einzige, was du könntest, wäre, mir meine Freiheit wiederzugeben.

Er hatte vielleicht absichtslos gesprochen. Die Alte wurde nichtsdestoweniger von einem großen Schreck ergriffen. Sie mochte sich selber fürchten, die Macht ihres Mitleidens mit dem unglücklichen jungen Mann, die Macht des süßen Schnapses, von dem sie wohl mehr getrunken hatte, als zum Zutrinken und Ermuntern des Gefangenen nöthig gewesen war.

Nein, nein, sagte sie rasch, das geht nicht an. Das kann ich nicht.

Sie verschloß eben so rasch die Klappe und entfernte sich.

Gustav Walter war wieder allein in seinem Gefängnisse.

Welcher Gefangene, sagten wir, wenn nur die Ehre es ihm gestattet, macht nicht Pläne seiner Befreiung? Gustav Walter erneuerte sie. Die alte Frau hatte ihm Essen gebracht, sie hatte ihm ihr Mitleiden geschenkt. Aber sollte er sich dafür seine Freiheit, sein Leben abkaufen lassen?

Er blickte, oder vielmehr er fühlte in seinem Gefängnisse umher. Es war finster darin, um so finsterer, als, wie ihn ein Blick durch die Ritzen der Thür über-

zeugte, auch draußen Alles finster geworden, die Nacht eingebrochen war.

Er suchte sich zunächst genau von der inneren Beschaffenheit des Raumes, in welchem er sich befand, zu überzeugen. Es war ein ziemlich viereckiger gewöhnlicher Holzstall. Die Wände waren, nach allen Seiten, von sehr festen Holzbohlen. Es waren zwei Thüren darin. Die eine führte in die Stube des Schulzen, die andere unmittelbar ins Freie, wahrscheinlich auf den Hof. Außerdem ging in den Flur die kleine Klappe. Die Thüren waren von starkem, dickem Holze, zudem doppelt gefüttert; sie hingen fest in den Angeln, und schlossen nach oben und nach unten an die Balken an, so daß sie mit der stärksten Gewalt nicht auszuheben waren. Sie waren von außen verschlossen, dem Anscheine nach mit sehr festen Schlössern. Die kleine Klappe war so eng und schmal, daß kaum ein Kind sich hätte hindurchwinden können.

So weit bot sich ihm nirgends ein Mittel, eine Aussicht zur Flucht dar. Auch mit einem scharfen Instrumente hätte er nichts ausrichten können, einem Messer, einem Stemmeisen, einem Bohrer, einer Säge. Er hatte indeß auch von allem dem nichts. Den Schlägen eines Beils oder einer Axt wären am Ende Schloß oder Breter an einer der Thüren gewichen,

aber es wären sehr starke und sehr oft wiederholte Schläge nothwendig gewesen, und diese hätten sehr bald das ganze Dorf zusammen gerufen.

Der Gefangene suchte weiter. An einer Seite des Stalles lag Holz aufgeschichtet. Er kletterte auf dieses hinauf. Er konnte so bequem die Decke des Stalles erreichen. Er befühlte sie. Sie bestand aus Holzbohlen wie die Wände. Aber die Bohlen lagen weit auseinander, und der Zwischenraum war mit Bretern ausgefüllt.

Hier zeigte sich indeß die Möglichkeit einer Flucht. War die Decke zu durchdringen, so kam er aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Bodenraum des Hauses; ein Entkommen von da durch das tief herabhängende Strohdach mußte ihm leicht erscheinen.

Der Zwischenraum zwischen den Bohlen war weit genug, daß ein Mensch bequem hindurchkommen konnte. Es kam nur darauf an, eins der Breter entweder ganz zu entfernen, oder darin eine ausreichende Oeffnung zu machen.

Gustav Walter drückte an den Bretern. Sie lagen fest, wie die Balken. Sie waren offenbar mit diesen durch Nägel verbunden. Er suchte nach den Nägeln. Er fand sie nicht. Sie waren außerhalb des Stalles, von oben her, eingeschlagen. An ein Ausreißen von

innen, von unten her, war mithin nicht zu denken. Vielleicht waren sie nicht stark, oder nicht fest eingeschlagen. Er nahm ein Stück Holz und drückte und preßte damit gegen ein Bret nach oben. Vergebens. Das Bret wich nicht. Ein zweites, drittes wollte ebensowenig weichen. Kein einziges. Er umwickelte das Ende des Holzes mit seinem Tuche, das man ihm bei der Visitation gelassen hatte. Er stieß nun mit dem Holze gegen die Breter. Das umwickelte Tuch unterdrückte das Geräusch des Stoßens. Er konnte stark, kräftig, wiederholt zustoßen. Aber wie stark, wie kräftig, wie oft er stoßen mochte, kein Bret wich nur um die Breite einer Linie. Er mußte von diesem Versuche Abstand nehmen.

Er hatte lange und mit Anstrengung gearbeitet. Der Schweiß lief ihm von der Stirne. Er war ermüdet. Das Abendbrod, das ihm die alte Frau gebracht hatte, kam ihm zu Statten. Er genoß davon und ruhete eine Weile aus.

Gestärkt erhob er sich wieder.

Den Mörder, sobald er einmal seine That begonnen hat, ergreift die wilde Wuth des Mordens. Er kann ihr zuletzt nicht mehr widerstehen. So ist es mit jeder Leidenschaft. Sie regt das Gefühl auf, sie steigert das einmal aufgeregte Gefühl zum Affect, zur

Wuth. Auch das Verlangen nach Freiheit kann zur Leidenschaft werden. Es muß es am Ende werden.

Morgen sollte er nach Rußland ausgeliefert werden. In Rußland war er verloren. Gelang ihm nicht in dieser Nacht, jetzt, sofort seine Befreiung, so war er Sklave für immer, der elendeste Sklave bis an seinen Tod. Er mußte Alles versuchen, Alles wagen. Er durfte nicht nachgeben, nicht aufhören, mochte kommen, mochte geschehen, was wollte.

Er suchte von neuem in dem Stalle umher. Er suchte nach irgend einem Instrumente, womit in der Decke eine Oeffnung zu machen sei. Der Holzstall war so lange, so oft gebraucht. Es war darin Holz gesägt, gehauen. Sollte nicht irgend ein Instrument darin vergessen, zurückgelassen sein? Sollte sich nicht auch nur ein kleines Stück Eisen oder Stahl darin finden? Auch das kleinste Stückchen Eisen ist ein Hoffnungsanker für den Gefangenen, kann die Freiheit bringen, hat sie so oft gebracht.

Er fand den Hoffnungsanker. Er wühlte einen Haufen Sägespäne auf. Seine Hände griffen ein scharfes Stück Metall. Er hob es auf. Er befühlte es. Es war ein abgebrochenes Stück einer Holzsäge. Wie lange schon mochte es, bei der Arbeit abgesprungen, verloren und vergessen sein! Ihm sollte es die

Freiheit, das Leben bringen. Er drückte es an seine Brust, er hielt es fest, wie einen Schatz.

Er erkletterte wieder den Holzhaufen. Er suchte ein breites Bret der Decke aus, um, wenn ihm das Durchsägen desselben gelinge, ja eine ausreichende geräumige Oeffnung zu bekommen. Er suchte die größte Breite der Seite zwischen diesem und dem neben liegenden Brete aus. Er brachte die Säge hinein. Die Fuge war breit genug für die schmale Breite der Säge, so daß er quer in das Bret hinein sägen konnte. Er zog die Säge wieder heraus, um ihr unteres Ende mit seinem Tuche zu umwinden, damit sie beim Arbeiten kein Geräusch gebe.

Er begann die Arbeit. Die Säge war alt, stumpf, verrostet. Das Bret war stark, dick. Die Arbeit ging schwer, langsam vorwärts. Aber sie ging vorwärts. Sie dauerte eine volle Stunde. Es war eine lange, beschwerliche, mühselige, angstvolle Stunde. Die Arbeit war an sich eine schwere. Der Gefangene konnte sie nur auf seinem unbequemen, unsicheren Standpunkte auf dem aufgeschichteten Holze ausführen. Er konnte nur eine Hand dazu verwenden, mit der anderen mußte er sich festhalten, um nicht von dem Holze herunterzufallen. Dabei mußte er die Arbeit über seinem Kopfe verrichten, den Kopf also immer zurückgebogen,

den Arm immer in der Höhe. Wie oft ermattete ihm die Hand; wie oft erlahmte ihm der Arm; wie schmerzte ihn der Nacken! Ein nervöses Zittern befiel zuletzt mehr und mehr den ganzen Körper. Zu der Anstrengung der Arbeit kam die fortwährende Sorge, durch das, wenn gleich immer geringe, mittelst des umgewundenen Tuches gedämpfte Geräusch der Säge verrathen zu werden. Die alte Haushälterin schien zwar nicht zu hören; vielleicht schlief sie gar in Folge jenes öfteren fleißigen Zutrinkens. Aber konnte sie nicht jeden Augenblick erwachen, wenn sie schlief, und konnte nicht, wenn sie nicht schlief, der geringste Umstand, die leiseste Veränderung des Luftzuges das Geräusch zu ihr tragen? Und endlich, wenn der Schulze zurückkehrte, in die Stube nebenan, die zugleich seine Schlafstube war? Er wußte dies; denn er hatte alle Gespräche gehört, die während seiner Einsperrung in dem Holzstalle unmittelbar neben ihm zwischen dem Schulzen, dem Assessor und dem Dorfrichter geführt waren.

Er hatte sie alle gehört, auch die über die Unschuld der Gräfin, seiner Begleiterin, seiner von ihm getrennten Begleiterin, gegen die er den schmählichsten Verdacht in seiner Brust getragen, der er diesen Verdacht gezeigt, der er das schwerste, das kränkendste Unrecht zugefügt hatte. Wie bereute er seinen Verdacht,

sein Betragen, sein Unrecht. Mit welcher unwiderstehlichen Gewalt trieb es ihn, wieder zu ihr zu gelangen, sich wieder mit ihr zu vereinigen, ihr sein Unrecht zu bekennen, ihr seine Reue darzulegen, sie um Verzeihung zu bitten, auf seinen Knieen ihre Verzeihung zu erflehen, sie dann zu befreien, sie zu erretten, und dann, und dann, wenn es denn einmal nicht anders sein könne, zu sterben.

Sein Verlangen, sich zu befreien, wurde fast zum Wahnsinn.

Er fühlte nicht mehr die Ermattung seiner Hand, die Lähmung seines Armes, das Zittern seines Körpers. Sein Kopf wurde wirr. Er fühlte, er sah, er hörte nichts mehr. Sein Arm arbeitete mechanisch weiter in das Bret hinein. Es war ein Glück, daß die Säge von Anfang an die gerade Querrichtung durch das Bret genommen hatte. Sie durchschnitt es, Das Bret war in zwei Enden zerschnitten.

Er kam zu sich. Er kam zu sich, wie aus einer langen Ohnmacht der körperlichen und geistigen Kräfte. Er glitt von dem Holzhaufen, er mußte sich an der Erde niedersetzen, um auszuruhen.

Er ruhete nur wenige Minuten. Seine Leidenschaft gab ihm keine Ruhe. Er sprang auf. Er schwang sich wieder auf das Holz. Er untersuchte das

durchsägte Bret. Der Holzhaufen, auf dem er gestanden, war an der Wand aufgeschichtet; das Bret war also auch ziemlich nach dem Ende hin mit der Säge durchschnitten. Er sah jetzt zunächst nach, ob die beiden getrennten Stücke, oder eins derselben aus den Fugen herauszureißen sei. War dies nicht der Fall, so mußte er das Bret noch einmal durchsägen, mithin die ganze, bis dahin vollbrachte beschwerliche und mühevolle Arbeit wiederholen. Zu seiner Freude bemerkte er, daß das eine, längere Ende des Bretes nach dem Einschnitte zu etwas gewichen war. Er konnte mit einem Finger zwischen die getrennten Stücke fassen. Er versuchte, das weichende Ende tiefer nach unten zu ziehen. Es gelang anfangs nur mit großer Mühe. Er durfte andererseits nur vorsichtig, langsam ziehen, um nicht etwa ein plötzliches, lautes Abbrechen des Bretes, gar einen plötzlichen, heftigen Fall desselben zu veranlasseu. Seine Vorsicht war vergeblich. Auf dem Brete, oben auf dem Bodenraum, mußte eine schwere Last liegen, die es herunterdrückte. Es brach mit einem Male laut krachend ab, stürzte polternd nieder, auf das aufgeschichtete Holz, und hier von einem Stück auf das andere, die ganze Last, die auf ihm geruhet hatte, mit einem lauten, rasselnden und prasselnden Geräusche nach sich reißend. Von dem

Brete wurde der Gefangene glücklicherweise nicht getroffen; aber von der nachstürzenden Last wurde er, wie von einem Hagelregen, überschüttet, fast verschüttet.

Auf dem Brete hatten Kornsäcke gelegen; ihre Last hatte es heruntergedrückt, dann aus den Fugen gerissen und losgebrochen. Die Säcke waren in die so entstandene Oeffnung gefallen; sie waren zwar zu groß, um durch diese hinunterzufallen; aber an einer scharfen Kante war die Leinewand zerrissen, und wie dichte Schloßen strömten und stürzten die Körner herunter auf den Gefangenen, der einen Augenblick wie betäubt da stand, und sich ihrer nicht erwehren konnte.

Er entkam ihnen endlich, aber um einer neuen Gefahr entgegenzugehen.

Die kleine Klappe, durch welche die Haushälterin ihm das Abendbrod gereicht hatte, öffnete sich. Die Stimme der Alten wurde darin laut.

Bursch, rief sie, was für einen Lärm machst du da?

Er faßte sich schnell.

Ich hatte mich, antwortete er so unbefangen wie möglich, an dem aufgeschichteten Holze gelagert. Ich muß unruhig geträumt haben. Ich erwachte, indem Alles durcheinander fiel.

Ja, ja, du armer Bursch, du hast da ein hartes

Lager. Lege dir das Holz bequemer. Aber das fällt ja noch immer dort. Und es lautet so sonderbar, das Fallen. Was stürzt da denn eigentlich?

Das Korn rieselte, wenn gleich schwächer, noch immer herunter.

Die Frau hatte mit schläfriger, schlaftrunkener Stimme gesprochen. Der Gefangene schien annehmen zu dürfen, daß sie, nach der Entfernung von ihm, wenngleich ihm nicht mehr zugetrunken, doch auf sein Wohl getrunken habe. Er konnte daher schon wagen, einen unwahrscheinlichen Grund des Geräusches vorzubringen. Einen wahrscheinlichen hatte er nicht.

Das Holz muß schlecht aufgeschichtet sein, sagte er, es schiebt sich schon lange so.

So, so! erwiederte sie schläfriger.

Sie verschloß wieder die Klappe. Gustav Walter hörte ihren sich entfernenden Schritt.

Wäre ihr Gold geboten, hätte man ihr ein sorgenfreies, arbeitsloses Alter sicher gestellt für die Befreiung des Gefangenen, sie würde zu einer Verletzung ihrer Pflicht, der Treue gegen ihren Herrn sich nicht haben verleiten lassen. Dem Schnapse hatte sie nicht zu widerstehen vermocht. Er spielt nun einmal, leider noch immer, wenn auch immer weniger, seine Rolle in dem litthauischen Leben.

Der Gefangene sah keine Gefahr mehr. Es war auch keine mehr für ihn da.

Eine weite, zum Hindurchkriechen bequeme Oeffnung in der Decke war über ihm. Neben ihm lag das Holz hoch aufgeschichtet. Er brauchte nur an diesem hinaufzuklettern, um die Oeffnung zu erreichen und sich hindurchzuschwingen.

Er kletterte hinauf. Er schwang sich hindurch. Er war auf dem Bodenraume des Hauses.

Das Haus war in der That mit Stroh gedeckt. Das Dach war niedrig. Mit geringer Mühe riß er das Stroh aus einander. Eine geräumige Oeffnung in dem Dache war gemacht. Er kroch durch sie, auf das äußere Dach. Er horchte. Niemand war zu sehen oder zu hören. Er glitt leise von dem Dache hinunter. Er erreichte den Erdboden.

Er war frei. Er konnte in das dichte Dunkel der Nacht entfliehen. Seine Spur war nach wenigen Schritten verloren. Niemand konnte ihn verfolgen, einholen. Er hatte mit der Freiheit sein Leben wiedergewonnen.

Er entfloh nicht in das rettende Dunkel. Er stand, er horchte nach allen Seiten. Er horchte ängstlich. Was wollte er erhorchen?

Er hörte rauhe, wilde Töne.

Dort! rief er beinahe aufjauchzend. Dort muß der Krug sein. Dort ist sie!

Er eilte den Tönen nach. Er erreichte den Krug.

Er stand wieder. Er horchte wieder. Er sann nach. Er rief sich in das Gedächtniß zurück, was er aus den Gesprächen des Schulzen, namentlich mit dem Dorfrichter, über eine in dem Kruge abzuhaltende Dorfsversammlung gehört hatte. Er kannte den Hang der Litthauer zum Trunke. Er mochte einen Theil der Wahrheit ahnen.

Aus jenen Gesprächen wußte er, daß die Gräfin sich in der Kammer hinter der Krugstube befand. An der Seite des Hauses, auf welcher die Krugstube lag, stand er. Der eine Krug in Litthauen ist gebaut wie der andere. Um so weniger konnte er über die Lage jener Kammer im Zweifel sein. Er eilte auf die andere Seite des Hauses.

Verdammter Litthauer! hörte er dort unter dem Kammerfenster den wüthenden Dorfrichter schimpfen.

Ja, ja, hörte er die triumphirende Stimme des Schulzen antworten, der dümmste Litthauer ist noch immer klüger, als der klügste Deutsche.

Es war ihm klar, was sich zugetragen hatte, was sich noch zutrug. Es war ihm auch keinen Augenblick zweifelhaft, was jetzt zu thun sei, und er war

keinen Augenblick unentschlossen, dies zu thun. Konnte und sollte die Gräfin gerettet werden, so mußte es jetzt, auf der Stelle geschehen. Es konnte nur durch eine rasche und kühne Handlung geschehen. Es mußte dabei allerdings auf den Zufall, auf das Glück gerechnet werden. Aber bei welcher kühnen Handlung, wenn sie gelingen soll, muß nicht auf Glück und Zufall gerechnet werden? Und hier ließen so manche Umstände eben auf die Hülfe eines glücklichen Zufalles schließen. Jene Dorfsversammlung, jene Leidenschaft der Litthauer für den Schnaps, dieses Schreien und Toben der betrunkenen Menschen in der Krugstube.

Er eilte zurück zu der Seite der Krugstube. Die Fenster standen in der warmen Mainacht offen. Er schwang sich auf den Wolm unter den Fenstern. Er sah in die Stube. Er sah nur betrunkene, und noch immer trinkende, oder von der Trunkenheit bereits völlig überwältigte Gestalten. Er übersah das mit einem raschen Blick. Eben so rasch merkte er sich die Thür, die von der Krugstube in die Kammer führte, in welcher die Gefangene sich befand.

Er sprang in den Krug. Er stürzte in die Krugstube, durch diese zu der Thüre der Kammer.

Die Thüre war mit keinem Schlosse, sondern nur mit einer Klinke versehen. Abzuschließen war sie nur

mit Riegeln, die sich von innen wie von außen daran befanden. Man findet diesen Verschluß fast in allen Krügen jener Gegend. Er ist um so mehr ausreichend, als die Kammern hinter den Krugstuben überhaupt selten abgeschlossen werden. Die Thür lag in der Klinke. Ein Riegel war vorgeschoben. Gustav Walter schob den Riegel zurück, hob die Klinke auf, öffnete die Thüre, drang in die Kammer.

Die Gräfin lag auf einer Bank unter dem Fenster. Sie lag weinend da. So nahe der Befreiung, war sie plötzlich in festere Gefangenschaft zurückgesunken. Wie konnte sie nicht der Verzweiflung nahe sein!

Justine! rief leise die Stimme des jungen Mannes.

Sie sprang auf.

Justine, ich bin es! Fort, fort von hier!

Gustav? Gustav!

Fort, fort, ich beschwöre Sie!

Er ergriff ihre Hand. Er riß sie empor. Er riß sie mit sich fort. Sie folgte fast mechanisch.

Niemand in der Krugstube hatte sein Kommen bemerkt. Niemand hatte gesehen, wie er in die Kammer eingetreten war. Niemand sah ihn mit der Gefangenen zurückkehren. Wer noch seiner Sinne halb mächtig war, hatte sie nur für die Beschäftigung des Trinkens.

Er legte die Thür wieder in die Klinke. Er schob den Riegel wieder vor.

Dann entflohen Beide aus der Krugstube. Auch diese Flucht wurde von Niemandem bemerkt. —

Eine Minute darauf kehrte der Schulze mit dem Dorfrichter Liebich in die Krugstube zurück. Der Schulze war sehr vergnügt, der Dorfrichter sehr verstimmt.

Nun, Sie sind mein Gast, Dorfrichterchen. Was wollen Sie trinken?

Nichts.

Sie wollen doch nicht mit trockenem Munde hier sitzen?

Ich bin kein Litthauer.

Ei, der Deutsche verschmähet ebensowenig einen guten Trunk, wie der Litthauer. Ich weiß das vom Regimente her.

Ich muß fort, zu Hause.

Mitten in der Nacht?

Mein Pferd wartet auf mich. Adieu, Herr Schulze.

Nicht so, Dorfrichterchen, Sie bleiben und wir trinken —

Bin ich Ihr Gefangener?

Im Ernst, Dorfrichterchen, Ihre Abreise wäre mir gefährlich. Sie müssen mir nun schon den Gefallen

thun. Ich traue Ihnen heute Nacht nur, so lange meine Augen Sie sehen.

Aber zum Teufel —.

Teufel hin, Teufel her. Ich habe hier zu befehlen. Sie selbst haben es gesagt. Bleiben Sie nicht gutwillig, so hänge ich die Sache da an die große Glocke, und Sie müssen gezwungen bleiben.

Der Dorfrichter ergab sich in ein Schicksal, dem er nicht entgehen konnte.

Nun, Dorfrichterchen, was trinken wir?

Was Sie wollen.

Schön.

Der Schulze begab sich zunächst zu der Kammerthür. Er sah nach Klinke und Riegel.

Gut, gut, schmunzelte er. Das Vögelchen sitzt sicher in seinem Käfig.

Er rief dann den Krugwirth.

Krügerchen, Krügerchen!

Der Krugwirth kam aus der Vorrathskammer, in der er sich bei seiner Familie aufgehalten hatte.

Krügerchen, heute Nacht muß ich mir etwas zu Gute thun mit meinem Freunde, dem Dorfrichter aus Coadjuthen. Hast du guten Wein?

Potz tausend, Schulze, Wein! — Nun, ich habe ihn, ganz guten.

So bringe her. Zwei Flaschen. Vorher aber, setzte er leise hinzu, schicke schleunig zu dem Assessor von Tilsit. Er logirt bei dem Justizamtmann. Laß ihm sagen, es sei etwas sehr Wichtiges vorgefallen; ich müsse ihn nothwendig sprechen, dürfe aber hier meinen Posten nicht verlassen.

Es soll Alles geschehen, Schulze.

Der Schulze kehrte zu dem Dorfrichter zurück.

Der Dorfrichter war nicht mehr übellaunig. Er hatte die Bestellung des Weines gehört. Vielleicht hatte dies dazu beigetragen, vielleicht gar vorzüglich dahin gewirkt, ihn in bessere Stimmung zu versetzen. Schnaps kann der Litthauer in ziemlicher Quantität vertragen, ohne betrunken zu werden, der ungewohnte Genuß des Weines aber konnte den Schulzen leicht betrunken machen, und dann — war noch nicht Alles verloren.

Wein haben Sie bestellt, Schulze? sagte er. Sie scheinen ja ein ordentliches Fest feiern zu wollen.

Ja, Dorfrichter, das Fest Ihres Verdrusses.

Echt litthauische Poesie; wenn nur Schnaps dabei wäre!

Ich verstehe Sie nicht.

Ist auch nicht nöthig. Sie verstehen aber doch das Sprichwort — es ist freilich nur ein deutsches,

aber wir sprechen ja deutsch mit einander: Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Sie glauben also, heute Nacht noch über mich zu lachen, Dorfrichterchen?

Es wäre nicht unmöglich.

Der Krüger brachte die zwei Flaschen Wein mit Gläsern.

Der Schulze schenkte dem Dorfrichter und sich ein. Der alte preußische Unteroffizier, der die Feldzüge in Sachsen, am Rhein und in Frankreich mitgemacht hatte, verstand es, den Wirth zu machen.

Sie stießen mit den Gläsern an.

Der Dorfrichter trank sein Glas aus.

Der Schulze hatte mißtrauisch nach dem Dorfrichter geblickt. Er war überrascht, verwundert, als er diesen das Glas vollständig leeren sah. Er nippte gleichwohl nur aus seinem Glase.

Warum trinken Sie nicht auch aus, Schulze? fragte der Dorfrichter.

Ich kenne Ihre bösen Absichten, antwortete der ehrliche Schulze.

Der Dorfrichter lachte laut.

Vortrefflich, mein lieber Schulze, auf die Weise werde ich den Wein allein trinken. Schenken Sie mir ein.

Der Schulze schenkte ein.

Er hatte das Glas kaum gefüllt, als der Dorfrichter es wieder mit einem Zuge leerte.

Das leere Glas hielt der Dorfrichter zum Füllen wieder hin.

Der Schulze füllte es wieder, aber mit einem leisen Fluche, und mit einem zornigen Ausdrucke seines Auges, welcher sagte: Der verdammte Deutsche ist bei Gott im Stande, den guten Wein allein auszutrinken, wenn ich nicht bald mittrinke. Das wäre eine Schande für einen ordentlichen Litthauer.

Er setzte sein Glas an den Mund, aber er hatte nur den Muth, es halb auszutrinken.

Auch der Dorfrichter leerte das seinige diesmal nur halb.

Sie sind so still geworden, Schulze; worüber sinnen Sie nach?

Die herausfordernde Frage weckte die gute Laune des Schulzen wieder. Aber zu seinem Unglücke. Er sollte dadurch nur dem Dorfrichter einen Anhaltepunkt für dessen subversive Absichten gegeben haben.

Worüber ich nachsinne, Dorfrichterchen? erwiederte er. Ich möchte wissen, was Sie eigentlich mit dem Gefangenen hätten anfangen wollen, wenn Sie ihn da hinten erwischt hätten.

Schnell hatte der Dorfrichter seinen weiteren Plan gefaßt. Er kannte seine Leute.

Kennen Sie den Gefangenen? fragte er.

Er ist ein Gefangener; weiter habe ich mich nicht um ihn zu bekümmern.

Wenn er nun aber kein Gefangener wäre?

Wie so?

Sondern eine Gefangene?

Was änderte das?

Und sogar eine vornehme? Eine recht vornehme?

Was ginge mich das an?

Alter Unteroffizier Drigelis, wie sind Sie zu Ihren Orden gekommen?

Auf ehrliche Weise. Was soll das hier?

Und wie kam Ihr Sergeant dazu, der die hübsche kleine Litthauerin heirathete? Sie erinnern sich ihrer ja wohl?

Alle Teufel und alle Granaten! rief der Schulze, in seiner Aufregung von der Erinnerung an eines der unangenehmsten Ereignisse seines Lebens doppelt gefaßt, zu einer plötzlichen Wuth aufgestachelt.

Wohl unwillkürlich griff er nach seinem Glase, das der Dorfrichter unterdeß gefüllt hatte, und trank es in einem Zuge leer.

Der Dorfrichter füllte es wieder.

Nun, nun, sprach er dabei, ärgern Sie sich nur nicht so darüber. Sie wollten wissen, was ich mit dem gefangenen Burschen da gemacht hätte?

Ja, rief wüthender werdend der Schulze, indem er, vielleicht um jene Erinnerung zu verjagen, nochmals sein Glas leerte, das der Dorfrichter sofort wieder füllte.

Ich will es Ihnen sagen, Freund Schulze, ich möchte auch gern einen russischen Orden haben.

Sie?

Warum nicht? Wer den Burschen drüben an den rechten Ort schafft, bekommt einen russischen Orden. Jetzt wird ihn der schwarz-weiße Storch aus Tilsit bekommen.

Was? Ist das wahr, Dorfrichter?

Er ist ihm schon versprochen.

Verdammter schwarz-weißer Storch!

Ja, ja, Schulze. Es ist so ziemlich eine ähnliche Geschichte, wie mit der Frau Sergeantin. Nur mit dem Unterschiede, daß diesmal Ihr selbst zu solch einem Orden verhelft.

Aber auch Ihr wolltet ihn Euch ja verdienen!

Glaubtet Ihr wirklich, daß mir das Ernst gewesen sei? Nein Schulze, ich bin zwar in Euren Augen nur ein lumpiger Deutscher; aber ich habe eben so viel

Stolz, wie Ihr habt, oder vielmehr wie Ihr früher hattet. Denn jetzt, wie gesagt, verhelft Ihr dem Schwarzweißen zu einem Orden, den ich wahrhaftig so nicht möchte. Aber alle Granaten, Schulze, die beiden Flaschen sind leer. Wir trinken doch noch eine?

Die beiden Flaschen waren in der That geleert, und der Schulze hatte sein gutes Theil davon mitgetrunken. Glas auf Glas hatte er in seinem Zorne hinuntergestürzt. Anfangs hatte der Dorfrichter ihm eingeschenkt, zuletzt hatte er, wie mechanisch, selbst dies besorgt.

Der Dorfrichter mußte seine Frage wiederholen.

Nicht wahr, Schulze, wir trinken noch eine Flasche?

Aber in dem alten Schulzen war die litthauische Natur zum Durchbruch gekommen. War er weniger Litthauer, als die Anderen?

Wein? rief er wüthend. Wein? Pfui, über das Zeug! Schnaps, Krüger! Kornis! — Heda, verdammter Krugwirth, Kornis, bring Kornis her!

Der Krüger war auf das Rufen in die Stube geflogen.

Kornis! schrie der Schulze ihn an.

Kornis? Du, nüchterner Schulze?

Verdammter Hund, wirst du bringen?

Der Krüger brachte ein ganzes Stof Schnaps.

Der Schulze setzte die Flasche an den Mund und trank. Er trank und trank, bis er nicht mehr konnte, bis der Athem fast ihm ausging.

Auch die Besinnung war ihm fast ausgegangen. Aber auch sie noch nicht ganz.

Er hielt dem Dorfrichter die Flasche hin.

Nun du, Dorfrichter! Was, du willst nicht? Du willst mich überlisten, du deutscher Spitzbube? Du willst den Gefangenen haben? Du willst mich betrunken machen? Das wird dir nicht gelingen, dummer Deutscher. Du sollst eher daran, als ich, trink, du Hund, du listiger Fuchs, du Iltis. Aber hierher, hierher. Hier sollst du trinken, und dann hole dir deine vornehmen Gefangenen.

Er schwankte bis zu der Thüre der Kammer, in welcher er die Gefangene glaubte. Er zog mit starker Faust den Dorfrichter am Kragen mit dahin. Vor der Thür warf er sich nieder, so daß sie, ohne daß man ihn gewaltsam fortschaffte, nicht geöffnet werden konnte. Zu sich nieder riß er den Dorfrichter, dem er gewaltsam die Flasche vor den Mund setzte.

Der Dorfrichter hatte gewonnenes Spiel; er glaubte wenigstens, es zu haben.

Er nahm die Flasche und leerte sie, über die

Hälfte, wenn auch nicht in seinen Mund, doch in seine Kleidung. Es verhalf ihm zum Ziele.

Den Rest gab er dem Schulzen zurück.

Dieser war zufrieden. In seiner Zufriedenheit trank er den Rest.

Gleich darauf war er weder zufrieden noch unzufrieden mehr. Er fiel mit dem Kopfe an die Thür der Kammer und schnarchte.

Um ihn her schnarchten die betrunkenen Bauern, die unterdeß sämmtlich der Gewalt des Bieres und des Schnapses erlegen waren.

Da lagen der Hirt und seine Heerde. Der getreue Hirt, der noch mit seinem Körper die Gefangene gegen den räuberischen Fuchs, wenn auch nicht schützte, doch deckte.

Krügerchen, sagte der Dorfrichter, jetzt thun Sie mir wohl den Gefallen, sich auf ein paar Minuten zu entfernen.

Was wollen Sie denn, Herr Dorfrichter?

Blos den armen Schulzen in eine bessere, bequemere Lage bringen.

Ich werde Ihnen dabei helfen.

Ist gar nicht nöthig.

Aha, Dorfrichterchen!

Richtig, Krügerchen.

Der Krüger stand im Begriffe, sich zu entfernen, als der Assessor Hering eintrat.

Der Dorfrichter stampfte wüthend mit dem Fuße.

Der Assessor hielt sich entsetzt die Nase zu.

Der Assessor, mitten in der Nacht geweckt und gerufen, hatte nicht zweifelhaft darüber sein können, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein müsse. Er hatte auch nicht gezweifelt, daß er in Folge des Rufens sich der Gräfin werde vorstellen müssen. Er hatte, mitten in der Nacht, große Toilette gemacht. Er war in der That jetzt wie ein schwarz-weißer Storch anzusehen.

Mit der ganzen wichtigen Miene eines schwarz-weißen Storches trat er auch in die Krugstube.

Ein pestilenzialischer Geruch flog dem zart organisirten Manne entgegen, des Bieres, des Branntweins, des Tabaks, aller der betrunkenen, schnarchenden Bauern. Er wollte zurückstürzen. Die Dienstpflicht hielt ihn.

Man hat mich rufen lassen! — Ach, Sie hier, Dorfrichter?

Wie Sie sehen, Herr Assessor. Aber ich habe Sie nicht rufen lassen. Der Krüger hier —

Auch ich nicht, sagte der Krüger, aber der Schulze hier.

Der Assessor sah den betrunken daliegenden, schlafenden Schulzen. Er sah den listigen Dorfrichter.

Potztausend! rief er.

Er sah aber auch das ärgerliche Gesicht des Dorfrichters, und er hatte dessen Stampfen gehört.

Was macht der Gefangene? fragte er beruhigt.

Mir war er nicht anvertraut, antwortete kurz der Dorfrichter.

Ich fragte den Krüger.

Ich weiß nichts von ihm.

Der Assessor erhob seine Stimme, daß man sie in der Kammer hören mußte.

Das ist unverantwortlich, sagte er, daß sich Niemand um den Armen bekümmert hat. Auch der Gefangene bleibt immer ein Mensch. Man hätte das nicht vergessen sollen. Legen Sie den Schulzen auf die Seite, damit ich selbst nachsehen kann. Man muß immer menschlich sein.

Der Dorfrichter und der Krüger legten mit vieler Mühe den Schulzen auf die Seite.

Der an Alles denkende Assessor hatte unterdeß eine Lampe genommen.

Er öffnete die Kammerthür. Er trat mit der Lampe in die Kammer. Er machte eine tiefe Ver-

beugung, während er über die Schwelle schritt. Dann blickte er mit wichtiger Miene auf.

Die Kammer war leer.

Aber in der Ecke stand das Ehebett des Krügers. Es war mit Gardinen behangen.

Der Assessor nahte sich ihm auf den Fußspitzen, mit jungfräulich verschämtem Gesichte.

Er öffnete mit einer zweiten tiefen Verbeugung die Vorhänge.

Auch das Bett war leer.

Den Assessor überfiel eine ungeheure Angst. Ohne weiter an Verbeugungen zu denken, durchflog er mit seiner Lampe die Kammer. Er leuchtete in jeden Winkel, unter jede Bank, unter den Tisch, unter das Bett.

Alles war leer.

Er flog wüthend auf den Dorfrichter zu.

Der Dorfrichter selbst stand, im ersten Augenblicke, wie versteinert.

Herr, das ist Ihr Werk! schrie der Assessor.

Der Eifer macht Sie blind, Herr Assessor.

Sie werden dafür büßen!

Nehmen Sie sich nur in Acht vor einer Disciplinaruntersuchung.

Sie sind mein Gefangener!

Ich?

Ja, Sie, hier.

Herr Assessor —

Kein Wort mehr jetzt. Das Weitere wird sich morgen finden. Herr Krüger, bestellen Sie Wache. Ich bleibe hier, bis sie kommt.

Der Assessor verließ die Kammer und schloß den Dorfrichter darin ein.

Der Dorfrichter lachte vergnügt, als er allein war. Er öffnete das Fenster, das der getreue Schreiber Naujocks schon längst von außen zugeschoben hatte.

Naujocks! rief er durch das Fenster.

Herr Dorfrichter! sprach unten der Schreiber zurück.

Sind Sie allein?

Ja.

Der Dorfrichter sprang durch das Fenster.

Was ist das, Herr Dorfrichter? Was machen Sie denn da?

Ich muß eilig Wache für den Gefangenen da drinnen bestellen.

Der Schreiber sperrte noch verwundert den Mund auf, als der eilige Dorfrichter schon seinen Blicken entschwunden war.

Der Dorfrichter eilte zu seinem Pferde, um die Entflohenen aufzusuchen.

2.

Der Mord.

Es ist ein trauriges, elendes Leben, das Leben eines auf Weg und Steg verfolgten Flüchtlings. Es ist ein elendes Leben, wenn er in seiner Heimath verfolgt umherirrt; es ist ein noch elenderes, wenn er in fremdem Lande die Verfolger auf seiner Ferse weiß. Nicht blos hinter ihm sitzt die schwere Sorge. Sie ist auch vor ihm; sie ist ihm zur Seite; sie schwebt über seinem Haupte; sie unterwühlt ihm den Boden. Nur immer Unruhe, Sorge, Angst; sie jagen ihn vorwärts, halten ihn zurück, umgeben ihn. Sie jagen ihn in die Unbilden des Wetters, sie treiben ihn in Hunger und Durst. Hat er einen trockenen, warmen, weichen Platz gefunden, um das ermüdete, gequälte Haupt niederzulegen, die Sorge, die Angst reißt ihn wieder empor in Wind und Wetter, in Sturm und Regen, bis er gehetzt und erschöpft auf hartem Steine oder in morastiger Haide niedersinkt. Will er ermattet

von Hunger und Durst sich niedersetzen, um durch ein paar Bissen, oft nur vertrockneten Brodes, zu neuer Flucht, zu neuem Kampfe für seine Freiheit, sein Leben sich zu kräftigen, die Sorge, die Angst jagen ihn auf, hungrig und durstig, matt und elend von neuem in der Irre umher zu rennen, auf ungebahnten Wegen, in unbekannten Gegenden, unter fremden Menschen, von denen keiner ein Herz für ihn und sein elendes Schicksal hat, von denen jeder an ihm zum Verräther, zum Henker werden kann. Zu dem Gefühle des eigenen Elends kommt oft noch der Gedanke an die Angst, die Qual, den Jammer der Seinigen, die getrennt von ihm gleichfalls verfolgt werden, oder die er zurücklassen mußte, oft gar in der Gewalt desselben Feindes, der ihn verfolgt, um die er trauert und sich ängstigt, die um ihn trauern und sich ängstigen.

Die Gräfin Lydia Szillgowska und Gustav Walter hatten zunächst planlos das Dorf Werden verlassen. Es kam ihnen nur darauf an, irgend ein Gehölz zu erreichen, in welchem sie vor der ersten Verfolgung, auf die sie gefaßt sein mußten, sich verbergen könnten. Sie erreichten ungefährdet eins der zahllosen Fichtenwäldchen, die man in jener dürren Gegend bei jedem Dorfe antrifft. Sie machten dort einen Augenblick Halt.

Wohin weiter? fragte die Gräfin.

Justine, sagte der junge Mann — er schien sie, seitdem er die Mittheilungen des Dorfrichters Liebich über sie gehört hatte, nur noch bei diesem Namen, um den sie ihn gebeten hatte, nennen zu können — Justine, Sie müssen sich der russischen Grenze nähern. Wir müssen nach Coadjuthen.

Nach Coadjuthen? Wo der Dorfrichter Liebich wohnt?

Gerade zu ihm müssen Sie.

Den Sie als unseren gefährlichsten Verfolger nannten?

Er ist es nicht, wenigstens nicht mehr. Ihre Schwester, Ihr Vater selbst haben ihn für Ihre Befreiung gewonnen. Er war zu dem Zwecke in jenem Dorfe, aus dem wir kommen. Er ist vielleicht noch da.

So war er es, der an meinem Fenster war?

Er war es. Er war im Begriff, Sie aus dem Gefängnisse zu befreien. Er wurde überrascht und in seinem Unternehmen gestört.

Und Sie vollendeten es. Ihnen verdanke ich wiederum mein Leben. O, Gustav, Gustav!

Nicht mehr davon. — Wir bedürfen der größten Eile. Wir müssen zu dem Dorfrichter Liebich. Ist

er schon zurück, wenn wir dort eintreffen, so wird er sofort die Mittel für Ihre völlige Sicherheit wissen. Ist er noch nicht zurück, so werden Sie bis zu seiner Rückkehr gewiß ein Unterkommen in seiner Wohnung, bei seiner Familie finden.

Aber Sie, Gustav? Auch Sie werden verfolgt. Er ist Beamter.

Was kümmert mich mein Leben?

Gustav, was habe ich Ihnen gethan, daß Sie so sprechen?

Ich spreche im Ernst. Für Ihr Leben gebe ich meins mit Freuden hin.

Sie haben es gezeigt, braver, guter Gustav. Aber —

Ich sehe aber auch keine Gefahr für mich. Wer Sie rettet, wird nicht so schlecht sein, mich verderben zu wollen.

Gewiß nicht. Lassen Sie uns gehen.

Coadjuthen liegt fast in völlig gerader östlicher Richtung von Werden. Die Nacht war sternenklar. Die Sterne zeigten den Flüchtlingen den Weg nach Osten. Sie schlugen ihn ein. Sie gingen rasch, schweigend, mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie hörten keine Verfolger hinter sich, aber jeder Augenblick konnte, mußte beinahe sie ihnen bringen. Die Sorge, die

Angst jagte sie rastlos vorwärts. Sie eilten dahin über Haide, durch Fichtenwälder. Sie trafen selten ein anderes Erdreich.

Wie verschieden war der Boden hier, näher der russischen Grenze, gegenüber jenem fruchtbaren Striche Landes in der Niederung an der anderen Seite der Memel.

Sie gingen fast ohne auszuruhen, bis der Tag anbrach. Sie ruheten dann eine Weile am Saume einer Fichtenholzung. Sie ruheten horchend; Sorge und Angst umgab sie auch hier.

Sie setzten ihren Weg fort, weniger eilig, aber nicht minder von Angst und Sorge getrieben und umgeben, und nicht minder vorsichtig. Sie schienen zu fühlen, daß sie sich auf dem letzten Wege befänden, der sie zur Rettung führen könne. Sei auch dieser verloren, so sei keine Rettung mehr für sie möglich. Die Spione, die Verfolger mehrten sich. Ihre Verfolgung war im Lande bekannter geworden. Jeder, der sie sah, mußte sie bald als ein Paar Flüchtlinge erkennen, an deren Ergreifung viel gelegen sei, durch deren Ablieferung an die Polizei man sich eine nicht geringe Belohnung erwerben könne. Sie konnten keinen Ausweg mehr sehen, wenn der Dorfrichter Liebich nicht jetzt ihr Retter wurde. So war es in Beziehung auf

die Gräfin. So war es aber auch in Beziehung auf Gustav Walter. Die Gräfin hatte Recht. Der Dorfrichter Liebich, der sie rettete, konnte ihren bisherigen Retter nicht verrathen, nicht einmal verlassen.

In der Richtung zwischen Werden und Coadjuthen, in der Nähe des Dorfes Szilwen, macht das russische Gebiet einen scharfen Einschnitt in Preußen. Die Landstraße führt unmittelbar an der Grenze vorbei. Es ist deshalb auch der russische Grenzwall dort mehr in das Land zurückgezogen; die unmittelbare Nähe desselben an einer belebten preußischen Landstraße würde eine schärfere, schwierigere Bewachung erfordern und dennoch die Verhinderung von Defraudationen und von Corruptionen der Grenzkosaken kaum möglich machen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Flüchtlinge diese Gegend erreichten. Aus einem Fichtengehölze hervortretend, sahen sie plötzlich jenseits eines schmalen kahlen Streifens Haideland die russische Grenze dicht vor sich. Sie sahen den Graben, den Wall; auf dem Walle trabte ein Grenzkosak vorüber. Sie konnten den Sporen an seinem Fuße, das Weiße in seinem Auge sehen; so nahe war er ihnen.

Er sah auch sie. Er konnte sie nicht minder deutlich erkennen.

Die junge Dame erbebte bei dem Anblicke des

Kosaken. Auch dem jungen Manne mochte er einen Stich in das Herz geben. Der wilde Mann der Steppe brauchte nur sein Pferd auf die Seite zu lenken, nur einen einzigen Ruf ertönen zu lassen, der seine, vielleicht in der nächsten Nähe auf der anderen Seite des Grenzwalles befindlichen Kameraden augenblicklich herbeirief; die beiden Flüchtlige waren verloren. Sie befanden sich zwar auf preußischem Gebiete; aber Grenzverletzungen durch die Kosaken gehörten zu den alltäglichen Begebenheiten an der Grenze. Vielleicht waren sie auch gar schon auf russischem Gebiete, in jener Gegend, in welcher Wall und Graben sich von der Grenze mehr zurückgezogen hatten. Dazu kam, daß Gustav Walter nicht mehr bewaffnet war, also sich und seine Begleiterin gegen einen bewaffneten Ueberfall kaum wirksam vertheidigen konnte. Bei ihrer Verhaftung in der Niederung war zwar die Gräfin nicht, er aber desto sorgfältiger visitirt worden, und man hatte ihm zuallererst die noch aus Rußland mitgebrachte Waffe abgenommen.

Dennoch gab ihm der Anblick des Kosaken eben auch nur einen leichten Stich in das Herz.

Die Gräfin wollte sich in das Gehölz zurückziehen, aus dem sie hervorgetreten waren.

Der junge Mann hielt sie.

Wir sind gerade hier am sichersten, sagte er. Jener Kosak weiß von uns nichts, und würde nur dann uns hierher verfolgen, wenn wir von drüben kämen. Uns kennt und verfolgt man jetzt nur in Preußen, und die preußischen Beamten werden am allerwenigsten daran denken, daß wir unsere Flucht so unmittelbar nach der Grenze hin genommen hätten.

Werden sie auch, warf die Gräfin ein, uns nicht auf dem Wege zu dem Dorfrichter in Coadjuthen suchen, den sie über dem Versuche meiner Befreiung ertappten?

Auch das nicht. Er hatte ja Ihnen nicht einma seinen Namen genannt.

Sie mußten aber vermuthen, daß er sich genannt habe.

Gleichviel. Er war noch da, noch bei ihnen, als wir entkamen. Jedenfalls wissen sie nicht, welchen Plan der Befreiung er hatte, wohin er uns führen wollte; wir wissen es selbst nicht. Ihnen liegt es am nächsten, daß wir unseren Plan verfolgen, nach England zu entkommen; sie werden uns daher wieder nach dem Haff und nach der See hin suchen. Desto sicherer sind wir hier.

Auch die Gräfin beruhigte sich.

Der Kosak war längst vorbeigeritten, ohne weiter auf sie zu achten.

Sie setzten, um auszuruhen, sich in dem Haidekraute nieder, das rings umher, unter den Fichten, wie außerhalb des Gehölzes, die graue Erde bedeckte.

Sie befanden sich mitten in einer jener traurigen, unfruchtbaren, öden Haidegegenden an der russisch-preußischen Grenze.

Auch in Deutschland giebt es Haiden, große, weite, wüste Haiden. Aber die wüsteste Haide in Deutschland hat irgend etwas, was die Phantasie anregen, sogar zu anmuthigen, wenn man will, romantischen Bildern anregen kann. Man hört die Lerche darin singen; man hört die munteren Töne der Wachtel, die klagenden der Drossel; Kibitze umkreisen Einen mit ihrem, wenn auch rauhen, doch lebhaftem Geschrei. Man sieht zu seinen Füßen in dem grauen Haidekraute die freundlichen Haideblümchen, roth, weiß, blau. Man erblickt in der Ferne rothe Dächer; und den Saum fast jeder deutschen Haide bildet ein großer grüner Wald von hohen Buchen oder noch höheren Eichen. Der Abend führt die Rebhühner und die Schnepfen in das stille Haidekraut. Ihnen folgt bald der leise Schritt des Jägers, an der Seite den treuen, verschwiegenen Hühnerhund. Auf einmal ein einzelner, scharfer Ton des Hundes, dann ein rauschendes Auffliegen der Hühner, dann ein Blitz durch die Dämmerung, dann

ein Knall, dann das freudige Halloh des geschickten und glücklichen Schützen. In der deutschen Haide kann man träumen, von dem langen, finsteren Haidenmann, der sie des Nachts durchstreift, und besonders die Galgen darin aufsucht; von den kleinen, freundlichen Elfen, die im Mondschein darin spielen und tanzen nach den lustigen Weisen ihrer kleinen Cymbeln und Schalmeien; von der fernen Geliebten; von Vater und Mutter; von den glücklichen Tagen und Spielen der Kindheit.

In jenen grauen Haiden an der preußisch-russischen Grenze sieht man nur graues Haidekraut, grauen Sand, graue Fichten, hin und wieder in der Ferne ein graues Dach eines halb verfallenen Bauernhauses; zwischen durch zeigt sich der graue Grenzwall, auf dem hin und wieder ein einsamer grauer Kosak auf grauem Pferde hin und her reitet. Man hört nur den Trab dieses Pferdes, und das Rasseln und Klappern der Waffen seines Reiters; und manchmal dazwischen den schrillen Klageton eines vereinsamten Kibitzes. Anderes Leben ist hier nicht zu finden. Wenigstens nicht bei Tage. Wenn die Nacht beginnt, dann wird es freilich oft anders.

Dann kommen auch hier die Jäger hervor, und es beginnt eine Jagd, mit wildem Schießen und wüthendem Halloh. Aber es ist eine Menschenjagd.

Und die Jäger sind jene grauen Kosaken von der einen, und die grünen Grenzbeamten von der anderen Seite. Und das Wild, das gehetzt, geschossen, erlegt wird, sind die Schmuggler, auch jene armen Salzschmuggler.

Die beiden Flüchtlinge hatten sich ein paar Schritte in das Fichtenhölzchen zurückgezogen. Sie lagen dort verborgen für Jeden, der vorbeiging. Sie selbst konnten die Gegend vor sich und zu beiden Seiten übersehen. Hinter ihnen war das Dickicht der Holzung.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Es konnte Mittag sein. Beide hatten den ganzen Morgen über noch nichts genossen. Aufregung, Sorge und Angst hatten sie nicht Hunger, nicht Durst fühlen lassen. Hunger und Durst meldeten sich, als sie unter dem Schatten der Fichten, auf dem dichten Moose, in der Berechnung, hierher nicht verfolgt zu werden, sich der Ruhe hingaben.

Gustav Walter hatte von dem groben Brode und der Wurst erübrigt, die die alte Haushälterin des Schulzen Drigelis ihm gegeben hatte. Er hatte vorsorglich die Reste mit sich genommen. Er zog sie aus der Tasche seines groben litthauischen Wandrockes hervor. Er legte sie vor der Gräfin auf dem Haidemoose nieder. Er erröthete nicht, als er sie hervorlangte und vor ihr hinlegte. Sie erröthete noch we-

niger, als sie das nichtgräfliche Mahl auf der Tischdecke von grauem Moose vor sich ausbreiten sah. Beide waren in den acht Tagen ihres wechsel-, unruhe- und angstvollen Beisammenseins schon oft, fast fortwährend in ähnlichen Lagen gewesen.

Langen Sie zu, Justine! sagte Gustav Walter. Es reicht aus für uns Beide.

Die Gräfin nahm das Brod und brach es in zwei Stücke. Eins behielt sie für sich, das zweite reichte sie ihrem Begleiter.

Sie nahm dann die Wurst.

Aber jetzt erröthete sie.

Auch Gustav Walter wurde verlegen.

Man hat mir Alles genommen, sagte er. Nicht einmal mein Taschenmesser hat man mir gelassen.

So müssen wir uns schon behelfen, erwiederte die junge Dame, und sie konnte es lächelnd erwiedern, lächelnd über die Situation, die sich so eigenthümlich zwischen ihnen noch nicht herausgestellt haben mochte.

Sie brachte das Stück Wurst an ihre Lippen, sie setzte ihre weißen, kleinen Zähne hinein, sie biß herzhaft ab.

Dann reichte sie es dem jungen Manne.

Nun Sie, Gustav!

Er mußte seine Lippen und seine Zähne, die nicht

minder weiß und schön geformt waren, als die der Gräfin, an derselben Stelle einsetzen, die von denen der jungen Dame waren berührt worden.

Jetzt ich wieder, mein Freund, lachte sie beinahe fröhlich.

Auch Gustav Walter lachte.

Sie vergaßen auf einen Augenblick ihre Sorge, ihre Angst.

Noch eine Schwierigkeit fand sich. Zu dem Hunger hatte sich der Durst eingefunden. Die beiden unzertrennlichen Brüder sind gleich unerbittlich.

In der schönen Schweiz braucht der durstende Wanderer sich kaum umzusehen, überall glänzt ihm ein silberheller Bach, eine durchsichtig klare Quelle entgegen, ihr erfrischendes Trinkwasser ihm darbietend. Nicht so in jenen flachen, grauen Haidegegenden. Dort findet man, mit wenigen Ausnahmen, nur schmale, tiefe Gräben, in denen ein trübes, bitteres Wasser langsam dahinschleicht, oder gar, von grauem Schlamme überzogen, völlig still steht.

Der junge Mann erhob sich, um sich nach einem erlabenden Trunke umzusehen. Das Glück war ihm günstig. Längs dem Fichtenwäldchen floß ein kleiner Bach. War sein Wasser auch nicht silberhell, so war es doch klar und rein.

Aber auch hier war eine Schwierigkeit. Es fehlte an einem Trinkgeschirr, und die Ufer des Baches waren hoch und steil. Der junge Mann konnte das Wasser nur erreichen, indem er sich an dem Ufer niederlegte, und es mit der hohlen Hand heraufschöpfte. Die Gräfin hätte nicht einmal auf diese Weise hineinreichen können.

Er kehrte etwas verlegen zu seiner Begleiterin zurück.

Wasser hätte ich gefunden, sagte er. Es ist auch trinkbar. Aber —

Die Gräfin lächelte wieder.

Aber, mein armer Gustav, wir haben hier weder Pokal, noch Becher, noch Glas, nicht einmal eine armselige Scherbe. Ich muß mich selbst hinbemühen, selbst schöpfen —.

Auch das wird nicht angehen. Aber kommen Sie!

Sie stand auf und ging mit ihm zu dem Bache.

Sie sah in das tief fließende Wasser.

Freilich, sagte sie, da hinunter reicht mein kurzer Arm nicht. Sie werden sich doch schon für mich bemühen müssen.

Sie lachte wieder fröhlich, und auch der junge Mann wurde wieder fröhlich.

Er legte sich an dem Rande des Baches nieder.

Die junge Dame setzte sich neben ihn.

Er langte in das Wasser hinunter; seine hohle Hand brachte einen Trunk herauf.

Er hielt Hand und Trunk der Gräfin hin.

Erst Sie, Gustav.

Nein, Justine, zuerst Sie.

Sie setzte ihre Lippen an seine Hand. Sie schlürfte den Trunk daraus.

Jetzt Sie, Gustav.

Er langte wieder hinunter; er brachte wieder einen Trunk herauf.

Er trank selbst.

Er schöpfte von neuem.

Jetzt Sie wieder, Justine.

Sie trank.

Und jetzt Sie wieder, Gustav.

Sie wechselten so ab, bis sie ihren Durst gestillt hatten.

Anfangs scherzend, lachend. Auf einmal waren sie Beide ernst geworden. Wie? das mochten sie selbst nicht wissen.

Er hatte auf einmal gezittert, als er ihre warmen Lippen an der vom Wasser gekälteten Hand fühlte.

Als er zitterte, hatte sie auf einmal die Augen niedergeschlagen.

Da war ihnen Beiden der Durst gestillt.

Ein anderes, stärkeres Feuer mochten sie in ihrem Innern brennen fühlen. Und nach den Grundsätzen der Psychologie verschwindet das schwächere Gefühl vor dem stärkeren.

Justine, sagte der junge Mann, können Sie mir verzeihen?

Was könnte ich Ihnen zu verzeihen haben, Gustav? fragte die junge Dame.

O, viel, viel!

Und was könnte ich Ihnen nicht verzeihen?

Ich habe Ihnen ein schweres, großes Unrecht gethan.

Sie sind mein Retter, Gustav; Ihnen verdanke ich Alles.

Justine, ich habe den Dorfrichter von Coadjuthen gehört, wie er den Beamten, der uns, der Sie hatte arretiren lassen, der Sie nach Rußland ausliefern wollte, hiervon abzuhalten suchte. Sie werden von Ihrem Oheim, dem Grafen Adalbert, verfolgt.

Ich wußte es.

Der Graf Adalbert will Sie zur Ehe mit sich zwingen.

Das ist sein Plan.

Um die preußischen Behörden für Ihre Verfolgung und Auslieferung geneigt zu machen, hat er eine nichts-

würdige Lüge ersonnen, eine niederträchtige Verleumdung gegen Sie aufgebracht.

Sie deuteten es mir schon einmal an, Gustav.

O, Justine, nicht Sie sind die Schuldige —.

Auch meine Schwester, auch die arme Anastasia nicht, fiel hastig die Gräfin ein.

Ich glaube es, Justine.

Sie müssen überzeugt davon sein. Er, er allein ist der Bösewicht, der Verführer, der Verbrecher.

Ich zweifle nicht daran. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, obwohl der Dorfrichter noch einige Zweifel äußerte.

Er zweifelte noch? Er hielt die Arme noch für schuldig? Meine arme, unglückliche Schwester! O, es ist entsetzlich!

Er kennt sie nicht. Er ist ihr fremd, sie ist ihm fremd. Aber Justine, ich kannte Sie; ich hatte Ihr reines, braves Herz kennen gelernt, und ich konnte doch noch an Ihnen zweifeln, nicht einmal blos zweifeln: ich konnte Sie für schuldig halten; ich konnte Schuld finden, wo nur die reinste, die lauterste Unschuld wohnen kann. Können Sie mir das jemals verzeihen? Können Sie, Justine?

Er hatte nach ihrer einen Hand gefaßt. Sie gab sie ihm beide.

Er hatte nach ihrem Blicke gesucht, um in das Innerste ihrer Seele zu dringen. Sie warf ein Auge voll Liebe auf ihn, voll Liebe, die aus dem tiefsten Grunde des Herzens drang.

Können Sie, können Sie mir verzeihen? wiederholte er mit zitternder Stimme.

Gustav — sagte sie.

Sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen. Sie drückte fast krampfhaft seine Hände.

O, Justine, Justine! rief er, wie im Uebermaße des Glückes.

Aber Sie, Gustav, mein Freund, können auch Sie mir verzeihen?

Ich Ihnen, Justine?

Ich habe Sie vier lange Tage in dem Zweifel an mir, gar in dem Glauben an meine Schuld gelassen.

Nichts mehr davon, Justine. Ich habe ja nicht daran geglaubt. Ich konnte ja nicht.

Und ich konnte! Ich konnte grausam sein! Gegen Sie, meinen Retter, meinen Beschützer, der Alles für mich gewagt hatte, der noch Alles für mich opferte. Ich konnte es sein aus —.

Das Wort: Stolz schwebte auf ihren Lippen. Sie sprach es nicht aus.

War es das plötzlich wieder erwachte Gefühl des Stolzes, was das Wort von ihren Lippen zurücktrieb?

Der Druck ihrer Hände ließ nach.

Ihr Auge leuchtete nicht mehr den Blick der Liebe aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens.

Der junge Mann bemerkte die Veränderung. Aber er sah, er ahnte ihren Grund nicht.

Was fehlt Ihnen, Justine? rief er ängstlich.

Nichts, nichts.

Ihnen ist nicht wohl?

War es Mitleiden, aristokratisches Mitleiden, das sie veranlaßte, auf seinen Irrthum einzugehen?

Es geht wieder besser, sagte sie. Das Echauffement, plötzlich das kalte Wasser. Es ist vorüber.

Sie stand auf.

Sie schritt zu dem Platze unter den Fichten zurück, auf dem sie vorhin gelagert hatten. Sie ging schweigend.

Er folgte ihr stumm.

War er noch in jenem Irrthum? Tauchten andere Ahnungen in ihm auf? Und welche? War die richtige darunter?

Er hatte keine Zeit, seinen Gedanken weiter nachzuhängen.

Die rund umher herrschende Stille wurde durch

rasche Schritte unterbrochen, die sich von der Seite der kleinen Fichten her naheten.

Lassen Sie uns tiefer in das Holz zurückgehen, Justine, flüsterte Gustav Walter seiner Begleiterin zu.

Sie schlichen leise in das Dickicht des Waldes. Sie verbargen sich in den Zweigen zweier dicht zusammengewachsener Tannen.

Die Schritte naheten sich. Sie kamen um die Ecke des Holzes. Sie hielten an.

Der Nahende war kaum zwanzig Schritte von den Flüchtlingen stehen geblieben. Durch die Nadeln der Tannen konnten sie ihn sehen. Es war ein polnischer Judenknabe mit dem gewöhnlichen Waarenbündel. Sie sahen das Weiße in seinen listigen Augen, wie vorhin in den Augen des Kosaken. Aber der Knabe sah sie nicht.

Großer Gott! sagte die Gräfin erschreckt, angstvoll.

Was ist Ihnen, Justine? Aber um Gottes willen, halten Sie sich ruhig! Die leiseste Bewegung kann uns verrathen.

Ich kenne den Burschen. Er kam oft nach Georgiszken. Er kam dann von Szillkehmen. Wenn er ein Spion meines Onkels wäre? Wenn er von ihm ausgeschickt wäre, uns zu verfolgen?

Auch ich kenne ihn. Aber lassen Sie uns nicht gleich das Schlimmste denken. Jedenfalls darf er uns nicht sehen. Die größte Ruhe thut uns Noth.

Sie hielten sich ruhig, unbeweglich.

Die Augen des kleinen Juden späheten in der Gegend umher; lebhaft, rasch, und doch scharf, umsichtig, vorsichtig. Sie späheten nach dem Grenzwalle, über die Haide, neben dem Fichtenholze hin, in das Gehölz hinein, sie schienen die Nadeln, die Zweige, die Stämme der Bäume durchdringen zu wollen.

Sie entdeckten die Flüchtlinge nicht.

Der Bursch schien nur den Sinn des Gesichts zu haben. Auf einmal schien er nur den Gehörsinn zu haben. Der ganze Körper schien zu lauschen.

Es naheten sich wiederum Schritte. Sie kamen von der anderen Seite des Waldes, als von welcher der Bursch herangekommen war.

Der Bursch schien sie zu erkennen, er schien sie erwartet, oder vielmehr gefürchtet zu haben.

Verdammter Spitzbube! gurgelte er in den raschen, unharmonischen Kehltönen, in denen die Handelsjuden der polnischen und russischen Grenze sprechen.

Verdammter Spitzbube! Er folgt mir. Ich kann ihm nicht mehr entgehen. Und doch!

Er sah sich nach dem Dickicht der Holzung um,

nach der Gegend, in welcher die beiden Flüchtlinge verborgen waren. Sie erblickten wieder das Weiße in seinen Augen.

Der Knabe suchte einen Ort, um sich zu verbergen; sein Auge traf den Platz, an dem sie sich verborgen hielten. Wenn er dort hinkam? Zwar schien er selbst einer Verfolgung sich entziehen zu wollen; aber war es darum weniger gefährlich für sie, wenn der Spion ihres eigentlichen Verfolgers sie entdeckte?

Aber der Bursch kam nicht. Sein Gesicht nahm plötzlich den Ausdruck eines herausfordernden Hohnes an. So blieb er stehen, den Kommenden zu erwarten.

Es war wiederum ein polnischer Judenknabe, der von der anderen Seite der Waldung näher kam. Er war von der Größe wie der erste; er war gekleidet wie dieser; er trug einen ähnlichen Waarenbündel. Kleidung und Bündel jener an der Grenze hausirenden Juden gleichen sich fast immer. Der Bursch sah auch eben so listig aus wie der erste, und trug, als er diesen bemerkt hatte und auf ihn zuging, einen eben so höhnischen und herausfordernden Ausdruck in seinem Gesichte. Man hätte die Beiden für zwei feindliche Zwillingsbrüder halten können, die aber nicht mit Dolch und Schwert, sondern mit List und Falschheit, und

höchstens zuletzt mit den Fäusten und Nägeln gegen einander kämpfen mochten.

Warum verfolgst du mich, du jämmerlicher Schurke? fragte der Erste den Zweiten.

Warum soll ich nicht folgen dem Mottchen Levin, das sich dünkt so klug? erwiederte der Zweite.

Ach, du bist wohl zu dumm, zu gehen deinen eigenen Weg, höhnte Mottchen Levin zurück. Dummen Kindern muß man zeigen die Wege, Aaron Schlom.

Gottes Wunder, rief Aaron Schlom, ist das kluge Mottchen Levin jetzt zu nichts mehr zu gebrauchen, als zum Wegweiser!

Besser ein Wegweiser, als ein Spion, ein Verräther des eigenen Stammes. Pfui, komm her, laß dich anspeien, daß du dich hast verkauft dem Christenhunde gegen deinen Stamm, dein Blut.

Spitzbube, hast du nicht gethan dasselbe? Gegen deinen eigenen Vater?

Also du gestehest zu deinen Verrath?

Hast du doch gethan dasselbe! Was habe ich gesagt? Dasselbe? Ich verrathe nicht meinen eigenen Vater. Ich decke nur auf das falsche Spiel, das spielt ein dummer Junge, der sich für gewalts klug hält.

Nun, und was hast du denn aufgedeckt? Was

hast du denn gesehen von meinem Spiel, mein listiges Knäblein?

Ei, Mottchen, wer war vor ein paar Tagen herum gelaufen in der Niederung, den dummen Assessor zu jagen von rechts nach links, von links nach rechts?

Du warst das nicht, armes Aaronchen; du wärst gewesen zu dumm dazu; dich hätte herumgejagt der dumme Assessor mit den langen Beinen. Gerade so, wie ich dich jetzt jage herum hier an der Grenze. — Aber komm her, mein Kindchen, das mir überall folgt so gehorsam; laß dich einmal examiniren, ob du auch bist ein Kind, das weiß etwas. Wohin willst du denn eigentlich?

Gerade dahin, wohin will das kluge Mottchen.

Und dafür bezahlt dich der Graf? Gottes Wunder, der ist noch dummer als du.

Und doch noch klüger als du, der du nicht kannst ihn betrügen.

Weil er mir hat gesetzt einen so gewalts klugen und weisen Aufpasser!

Du bist doch nicht so ganz dumm, wenn du siehst das ein.

Aber komm her, laß dich examiniren weiter. Du willst also hin, wohin ich will?

Du hast es behalten gut.

Und was willst du da, wohin ich will?

Du hast es ja gesagt selbst.

Ich?

Ich will sehen, was du machst.

Und dann?

Werde ich machen.

Was wirst du machen?

Das wirst du erfahren dann. Früh genug für dich.

Au waih mir, er drohet. Auch ein Held bist du? Ein großer Held, das Aaronchen! Läßt sich examiniren, wie ein Schulbürschlein, und drohet gefährlich, als wenn er wäre ein großer General, ein David, ein Goliath.

Aaron Schlom mochte auf den Hohn Mottchens nichts mehr zu erwidern wissen. Er wollte daher in der That zu der Machtentwickelung der Fäuste und Nägel übergehen. Vielleicht wollte er auch seinen bezweifelten Heldenmuth bewähren.

Sprichst du noch ein Wort, dummer Junge, rief er zornig, so bläue ich dich durch.

Aber Mottchen Levin ließ sich nicht einschüchtern.

Bläuen! höhnte er. Blaufärben! Waih, du bist ein großer General im Färben!

Verdammter Hund!

Aaronchen Schlom stürzte mit aufgehobenen Armen wüthend auf Mottchen Levin los. Er schlug wüthend auf diesen ein.

Aber Mottchen Levin war nicht blos mit der Zunge gewandt. Rasch hatte er seinen Bündel von den Schultern gerissen; während er auf die Seite sprang, warf er es dem Anderen zwischen die Beine; mit einem zweiten Satze sprang er zurück, und warf sich auf Aaronchen Schlom, der über das Bündel gestolpert, und der Länge nach hingefallen war. Er griff ihn an der Kehle und drückte ihn, daß ihm der Athem beinahe ausging. Mit dem Athem wurden die anderen Kräfte des Judenjungen ohnmächtig, obgleich er kräftiger gebaut war, und stärkere Sehnen und Muskeln hatte, als das zartere, schlankere Mottchen.

Nun, mein tapferer General, sprich! sagte Mottchen Levin. Aber hübsch artig und gehorsam. Ich werde weiter examiniren das Jünglein.

Ich verachte dich, ich speie dich an, stöhnte Aaron Schlom.

Speie, wenn du kannst. Nur antworte!

Kein Wort.

Kein Wort? Ei, Aaronchen, tapferer General, weißt du, wo wir hier sind?

Aaronchen antwortete nicht.

Ich werde sagen es dir. Wir sind hier, wo verschwinden die Judenjungen, wie Seifenblasen.

Hund!

Oder wie Hunde, richtig, mein kleiner Bursch. Darum antworte mir hübsch, wenn du nicht willst verschwinden auch. Ein Druck meiner Hand, dort der tiefe Graben — verstehst du?

Mörder, Mörder, hast du gemordet jene —?

Mottchen Levin drückte ihm die Kehle zu, daß er nicht weiter sprechen konnte. Dann fragte er:

Was hat dir gegeben der Graf für dein Aufpassen?

Der Andere schwieg.

Bursch, antworte!

Aaron Schlom gab nach. Es schien wenigstens so.

Drei Rubel, antwortete er.

Wohl Pomaszke? Es wäre genug für dich.

Silber.

Gottes Wunder, Silber! Zu theuer. Zu theuer hat bezahlt der gute Graf die schlechte Waare. Aber weil du bist so ehrlich, will ich dir lassen dein Geld. Ich will dir machen einen Vorschlag. Du gehst jetzt mit mir, anstatt mir zu folgen. Wir bleiben beisammen. Aber du bist nicht mehr mein Aufpasser, du hilfst mir. Was sagst du dazu?

Theilen wir auch den Gewinn? fragte der Judenknabe.

Theilen? Theilen zu zwei gleichen Theilen?

Nun ja.

Gottes Wunder, du willst wieder sein ein General, der Anführer. Aber höre. Ich bin der Sieger; ich mache die Bedingungen. Du verläßt den Dienst des Grafen, du trittst in meinen Dienst.

Schuft, Schurke, Spitzbube, Mörder! stöhnte und knirschte Aaronchen Schlom.

Mottchen Levin lachte.

Soll ich werden zum Mörder an dir?

Aaron Schlom schien es für besser zu halten, wieder den Nachgebenden zu machen.

Wirst du mich nicht betrügen? fragte er.

Ah, ah, du erkennst also an, daß du bist ein dummer Junge gegen mich! Bist du ehrlich zu mir, werde auch ich sein ehrlich zu dir.

Worin soll ich dir helfen?

Du willst also?

Ich will.

Mottchen Levin wurde ernsthaft.

Höre, Bursch, sagte er, unseren Contract können wir nur machen, wenn du bist frei von meiner Hand. Ehe ich dich aber lasse los, habe ich dir zu sagen ein

paar Worte. Du bist hier im Lande ohne Paß, ohne Hausirschein. Sieht dich ein Gendarm, ein Schulz, ein Dorfrichter, so wirst du arretirt. Mir thut hier kein Mensch etwas. Du weißt es, denn du weißt, daß ich war in der Niederung mit dem dummen Assessor. Lassen dich nun frei meine Hände, und du fängst wieder an Streit, so mache ich es mit dir, wie du hast es gemacht mit mir, ich verkaufe dich den Christen. Hast du verstanden?

Auch Aaron Schlom wollte noch seinen Triumph haben.

Du erkennst also an, daß du mich fürchtest! rief er.

Räudiger Hund! schrie Mottchen Levin, und drückte dem Burschen die Kehle fester zu und gab ihm eine Ohrfeige.

Waih, waih, laß mich los, du bringst mich um.

Willst du sein gehorsam?

Ich will sein gehorsam.

Ehrlich? Schwöre es!

Ehrlich, ehrlich, ich schwöre es, bei dem Gotte Abrahams.

Steh auf, Bursch!

Mottchen Levin ließ Aaronchen Schlom los.

Beide Burschen sprangen gleichzeitig auf.

Sie stellten sich einander gegenüber. Unbeweglich, einander anstarrend.

Mottchen Levin stand mißtrauisch, lauernd auf das leiseste Zucken in dem Auge des Gegners.

Aaron Schlom stand zornglühend, seine Augen suchten die Stelle, an der er den Gegner angreifen könne.

Aber er griff nicht an.

Worin willst du haben meine Hülfe? fragte er ruhig, seinen Zorn niederkämpfend.

Mottchen Levin schien sein Mißtrauen niedergekämpft zu haben.

Wir bleiben beisammen, sprach er.

Du hast es schon gesagt.

Wir suchen sie auf gemeinschaftlich.

Und theilen?

Was?

Was dir geben wird der Graf.

Blos das? Du willst machen einen guten Handel.

Weißt du noch mehr zu theilen?

Was er wird geben dir.

Auch das.

Bist du ehrlich, so wollen wir theilen, zu zwei gleichen Theilen.

Wirst auch du sein ehrlich?

Gewiß.

So habe ich dir zu sagen etwas.

Gottes Wunder, du sprichst ja wichtig, als wenn du hättest ein großes Geheimniß.

Ich habe es. Sie ist hier.

Sie? Wer?

Die wir suchen.

Die Gräfin?

Sie. Als litthauischer Bursch. Mit dem Anderen.

Dem Gärtner?

Mit ihm.

Gottes Wunder, wo sind sie?

Sie müssen sein hier in der Nähe.

Wo? Wo?

Vielleicht in diesem Wäldchen.

Vielleicht nur?

Kann ich es wissen genau?

Ah, Bursch, du vermuthest es, weil ich habe genommen meinen Weg hierher?

Ich habe bessere Nachrichten. Zuerst hat sie gesehen eine Frau aus Paszißzen. Sie sind gegangen in der Richtung nach Szilwen.

Und dann?

Ein Mann aus Szilwen hat gesehen, wie sie haben genommen den Weg nach Coadjuthen zu.

Bist du gewiß deiner Sache?

Die beiden Leute haben mir beschrieben dieselben Personen.

Wie haben sie dir beschrieben diese?

Zwei hübsche Burschen, ein großer und ein kleiner. Der kleine blaß, ein feines Gesicht, wie ein Mädchen.

Und gekleidet?

Beide litthauisch, mit grauen Wandröcken.

Hübsche Burschen in Wandröcken laufen herum viele in Litthauen.

Aber sie haben getragen nichts bei sich, nicht einmal eine Krepsze. Ohne Kober oder Krepsze geht kein litthauischer Bursch von einem Dorfe zum anderen.

Krepsze ist ein kleiner, von Bast geflochtener, mit einem gleichen Deckel versehener Korb, der an einem Bande oder Riemen über der Schulter getragen wird, und in welchem der Litthauer auf der Reise seine Lebensmittel, „Wegekost“, namentlich auch die Schnapsflasche, mit sich führt.*)

Mottchen Levin schien von der Richtigkeit der letzteren Bemerkung seines neuen Gefährten überzeugt zu

---

*) Es ist unrichtig, wenn es in Nesselmanns Wörterbuch der litthauischen Sprache s. v. Krépszas blos heißt: „ein kleiner, lederner Bettelsack, ein Ränzel, eine Hirtentasche, ein Bettelsack.“ Auch ist die Bemerkung dort unrichtig, daß das Wort

sein. Vielleicht hatte er auch eben so gute, oder gar bessere Nachrichten, als dieser.

Und ihren Weg, fragte er, haben sie genommen auf Coadjuthen zu?

So hat gesagt der Mann aus Szilwen.

Aaron, weißt du was?

Nun?

Wir müssen hin nach Coadjuthen.

Was sollen wir machen in Coadjuthen?

Holen die Gendarmen, den Schulzen.

Und den Dorfrichter Liebich? fragte listig Aaron Schlom.

Und den Dorfrichter Liebich, erwiederte Mottchen Levin, mit einem so treuherzigen Gesichte, als ein verschlagener Judenknabe es nur machen kann.

Aaron Schlom besann sich. Er mochte es nicht gerathen finden, über den Dorfrichter sich weiter auszulassen.

Ich denke anders, sagte er.

Und was denkst du?

Die Beiden müssen noch sein in diesem Wäld-

---

nur „bei Tilsit, Ragnit, auch in Z'em (Szamaiten) gebräuchlich" sei. Es ist eben so gebräuchlich namentlich auch in den Kreisen Heidekrug und Niederung. Aus anderen Kreisen fehlen mir Nachrichten.

chen. Der Mann von Szilwen hat mir gezeigt diese Richtung. Sie können noch nicht sein weiter. Du warst gekommen von der einen, ich von der anderen Seite. Einer von uns Beiden hätte müssen sie sehen, wenn sie wären gegangen vorbei an dem Wäldchen. Sie werden sein hineingeflüchtet, als sie uns haben gesehen. Coadjuthen ist von hier noch fast eine Meile, Szilwen nicht eine Viertelmeile. Jetzt denke ich so: Ich bleibe hier, zu bewachen den Wald; du läufst nach Szilwen, zu holen Mannschaft.

Auch Mottchen Levin hatte sich besonnen.

Du denkst schlecht, sagte er. Der Bursch, der große, hat Pistolen bei sich. Er überfällt dich, und du bist verloren —.

Ich fürchte ihn nicht. Kann ich doch schreien!

Ah, ah, tapferer General —!

Mottchen Levin, unser Contract!

Richtig, Aaronchen. Unser Contract sagt, daß wir bleiben beisammen. Wir bleiben Beide hier, oder wir gehen Beide.

Bleiben? Wozu bleiben?

Bis Leute kommen.

Hierher? Das könnte dauern bis übermorgen.

So gehen wir.

Wohin? Gehen wohin?

Wohin du willst, nach Coadjuthen, oder auch nach Szilwen.

Damit sie unterdeß laufen von dannen?

Weißt du etwas Anderes?

Ich habe es gesagt.

Ich gehe nicht ab von meinem Contract. Du traust nicht mir, ich traue nicht dir. Besinne dich auf Besseres.

Laß mir Zeit.

Ich will dir helfen. Sieh, da kommt auf dem Grenzwall ein Kosak vorbeigeritten. Rufe ihn heran!

Gott soll mich behüten, rief entsetzt der Judenknabe. Der Kosak? Er würde mir nehmen mein Bündel; er würde mich ziehen aus, nackt, bis auf das Hemde.

Mottchen Levin lachte.

Dann besinne dich anders.

Ich hab's. Bleibe du hier, und ich werde gehen nach Szilwen, zu holen die Leute.

Mottchen Levin dachte einen Augenblick nach.

Es sei, sagte er. Eile!

Aber du bleibst hier?

Wenn du mich nicht lässest im Stiche.

Werde ich? Ich eile.

Er lief nach dem Dorfe Szilwen.

Mottchen Levin sah ihm angelegentlich nach.

Jetzt fort, flüsterte Gustav Walter seiner Gefährtin zu.

Wohin, Gustav?

Nachher. Jetzt nur fort. Aber leise, um des Himmelswillen leise.

Er bog die Tannenzweige auseinander, zwischen denen sie verborgen standen. Die Gräfin konnte so aus dem Versteck entschlüpfen, ohne daß ein Saum ihrer Bekleidung die Zweige berührte, und ihr Rauschen weckte. Er kroch an der Erde nach. Sie entkamen unhörbar aus dem Verstecke der dichten Tannen.

Sie hatten jedes Wort der beiden Burschen gehört. Sie konnten danach nicht zweifelhaft sein, daß sie sich in der unmittelbaren Nähe zweier listiger, gefährlicher Spione ihres Verfolgers, des Grafen Adalbert Szillgowski, befanden. Es war zwar ein Verhältniß des Einen derselben zu dem Dorfrichter Liebich angedeutet worden, der sie nicht verfolgte, der die Gräfin sogar zu retten suchte. Aber dieses Verhältniß war nicht näher bezeichnet worden; sie hatten auch nicht die Blicke der Burschen gesehen, die ihnen vielleicht, immer aber nur eine zweifelhafte Auskunft darüber hätten geben können. Auch die Erwähnung des dummen Assessors konnte ihnen kein Licht geben. Nicht mehr

Aufklärung konnte ihnen das Verhältniß der beiden Judenknaben zu einander verschaffen. Der Eine war allerdings von dem Grafen Adalbert zum Spion des Anderen bestellt, dessen, der in ihrer Nähe zurückgeblieben war. Der Graf traute also diesem Anderen nicht. Aber unklar, ungewiß blieb der Grund dieses Mißtrauens. Es konnte gegen die Trägheit, den Leichtsinn des Burschen gerichtet sein. Der Graf konnte der Meinung sein, dieser werde von irgend einem Anderen überlistet, von dem Rath Gruleff, gar von dem Dorfrichter Liebich.

Jedenfalls durften sie, die Flüchtlinge, den Burschen ebensowenig, noch weniger trauen, als ihr Verfolger, der Graf Adalbert. Sie mußten dem Einen wie dem Anderen der beiden Judenknaben zu entkommen suchen.

Sie hatten den Vorsatz schon während des Streites der Beiden. Aber die scharfen funkelnden Blicke der verschmitzten, verschlagenen Burschen waren auch während ihres Gezänkes überall, und selbst während sie handgemein waren, während der Eine den Anderen an der Erde fest hielt, schienen ihre Ohren nicht minder scharf und lauernd zu sein, als ihre Augen. Die Flüchtlinge hatten keine Flucht wagen dürfen. Allerdings mochte zu ihrem Verbleiben auch das Verlangen

beigetragen haben, aus dem Munde der Verfolger Näheres über ihre Verfolgung zu erfahren.

Als der Eine der Burschen, ohne sich umzusehen, forteilte, und der Andere nur diesem nachblickte, durften sie keinen Augenblick mehr zögern.

Sie eilten an das entgegengesetzte Ende der kleinen Waldung, fast zu derselben Gegend zurück, wo sie diese zuerst betreten hatten. Sie machten dort Halt.

Daß der lauernde Judenknabe mit seinem feinen Gehöre ihre Bewegungen, ihre Entfernung dennoch wahrgenommen, und daß er dann sofort leise und immer in einer bestimmten Entfernung ihnen gefolgt war, immer mit seinen Augen sie wahrend, und immer auf seiner Hut, so daß ihre Augen ihn nicht sehen konnten, das hatten sie nicht bemerkt.

Lassen Sie uns überlegen, Justine, sagte Gustav Walter, wohin wir uns zu wenden haben.

Ich folge Ihnen überall hin, Gustav. Eilen wir nur.

Sie sind angegriffen. Diese neue Angst, unmittelbar nach der schrecklichen Nacht. Sie müssen einen Augenblick ruhen.

Ich fühle mich kräftig.

Sie zittern, Justine. Sie kommen nicht mehr bis Coadjuthen. Wir dürfen ohnedies heute nicht

dahin. Wenn man uns hier nicht mehr findet, wird der erste Gedanke nach Coadjuthen gerichtet sein. Hier suchen wird man uns gewiß. Wir können daher auch hier nicht bleiben, bis etwa der Abend käme. Aber wohin? Rechts ist der Weg nach Coadjuthen; vor uns liegt die russische Grenze; hinter uns Werden und die Gegend, aus welcher wir kommen, in welcher der Assessor aus Tilsit jeden Winkel nach uns jetzt wird durchsuchen lassen. Es bleibt uns nur der Weg nach links offen.

Und wohin wird der uns führen?

Ich weiß es nicht. Die Gegend ist mir unbekannt. Wir müssen einen dichten Wald aufsuchen, der uns für die Nacht verbirgt. Vielleicht gelingt es uns, eine einsame Pirt *) zum Nachtquartier zu finden. Morgen wird uns dann der Weg nach Coadjuthen frei sein.

Lassen Sie uns nur eilen, mein Freund.

Sie brachen wieder auf.

Die Richtung, die sie nach ihrer Berechnung allein frei von Verfolgung finden durften, war die nach Norden. Gerade dorthin lag, als sie das Wäldchen ver-

*) Pirt (Pirtis), eigentlich Badestube, auch zum Brechen von Flachs und Hanf, und zum Dreschen des Korns gebraucht. Sie pflegen einsam in freiem Felde zu liegen.

ließen, in weiter Strecke nur offenes, kahles Haideland vor ihnen. Sie waren ihren Verfolgern noch zu nahe, um es betreten zu dürfen. Es blieb ihnen daher nur übrig, einstweilen nach Westen, in der Richtung von Werden, zurückzukehren. Auch dort war Haide, aber fast ununterbrochen mit einzelnen Fichten bewachsen, zwischen denen sie, in der Ferne unbemerkt, sich hindurchwinden konnten. Sie wanden sich zwischen ihnen hindurch. Nach einiger Zeit nahm sie wieder ein Fichtenwäldchen auf. Sie schlugen nun die nördliche Richtung ein. Die Sonne war ihr sicherer Wegweiser.

Sie konnten indeß nur langsam voran schreiten.

Die Ereignisse der letzten Tage hatten die Gräfin zu stark angegriffen. Die fast unablässigen körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen einerseits, der unaufhörliche Wechsel von Furcht, Angst, Schrecken und Hoffnung andererseits, die fortwährende, fieberhafte Spannung aller Kräfte der Seele und des Körpers, hatten, wenn sie auch den Geist der jungen Dame nicht niederzudrücken vermochten, die Kräfte des ohnehin zarten, feinen Körpers zuletzt zur Abspannung, zur Erschlaffung gebracht. In der verflossenen Mitternacht hatte sie, als der Dorfrichter Liebich, der Bote der Schwester, des Vaters, sie befreien wollte,

sich so nahe am Ziele, am Thore der Freiheit gesehen; auf einmal hatte ihr Kerker sich wieder verschlossen, und darauf hatte ihr treuer Gefährte sie nochmals dem Gefängnisse entrissen, und sie jenem Boten ihrer Anverwandten, mithin der Freiheit entgegengeführt. Nur noch der Zwischenraum von kaum einer Meile schied sie von diesem. Auf einmal warf ein neues Hinderniß sich zwischen sie, und schleuderte sie zurück von dem nahen Ziele, in ein neues, unsicheres, gefahrvolles Umherirren hinein. Auch jetzt war ihr Geist nicht gebeugt worden, aber die Kräfte ihres Körpers waren durch diesen letzten Schlag der Erschöpfung nahe gekommen. Sie war sehr blaß geworden. Ihre Augen blickten matt aus weiten, schwarzen Kreisen. Durch ihre Glieder glitt ein ununterbrochenes leises Beben. Sie konnte noch allein gehen, aber nur mit sichtbarer Anstrengung. Sie nahm es als eine Wohlthat, als eine Rettung an, als Gustav Walter sie unter den Arm faßte und so, mit seinem kräftigen Arme sie stützend, sie weiter führte.

Der junge Mann hatte, wie von seinem Muthe, so auch von seiner Kraft nichts verloren. Er schien nur einen Gedanken zu haben, den an die Rettung seiner Begleiterin. Und dieser Gedanke hob seinen Muth, stählte seine Kraft.

Als sie das zweite Fichtenwäldchen verlassen hatten, gelangten sie an ein langes, tiefes Bruch, durchschnitten von Gräben, deren Ufer mit Erlen bewachsen waren. Auch hier fanden sie also wieder einen, wenn auch nicht durchaus zuverlässigen Schutz gegen Entdeckung. Sie hielten sich in der Nähe der Gräben, unter der Bedeckung der Erlen. So gingen sie immer in nördlicher Richtung weiter.

Sie sahen keinen Verfolger hinter sich.

Die Gegend war immer öde und menschenleer.

Sie hatten manchmal ausgeruhet. Sie hatten die Schritte gemäßigt.

Die mehr und mehr wiederkehrende Sicherheit und das Ausruhen hatten der Gräfin einige Kraft zurückgegeben. Sie trat fester auf, der regelmäßige Schritt ermüdete sie minder.

Aus dem tiefen Bruch kamen sie wieder in höheres Haideland, mit grauen Kupsten überdeckt, mit kleinen krüppeligen Fichten übersäet, von grauen sandigen Wegen durchschnitten.

Es war beinahe Abend geworden, als sie die Haide erreichten.

Sie gingen auch in sie in nördlicher Richtung hinein.

Nach einer Weile erhoben sich im tiefen Hinter-

grunde über den Spitzen der niedrigen Fichten graue Strohdächer. Sie schritten in etwas schräger Linie darauf zu.

Auf einmal stutzte Gustav Walter. Er hielt seinen Schritt an. Er sah prüfend umher.

Sehen Sie etwas Verdächtiges? fragte ihn seine Begleiterin.

Die Gegend kommt mir bekannt vor.

War ich mit Ihnen hier?

Ich glaube es. Dort — Ja, da war es.

Der junge Mann stand einen Augenblick unbeweglich, wie verloren in einer Erinnerung, die ihm schmerzhaft zu sein schien, und die er dennoch festhalten wollte.

Was war da, Gustav? fragte seine Begleiterin.

Er fuhr mit der Hand über die Stirne, wie um das Bild, das ihn so plötzlich beschäftigt hatte, zu verscheuchen.

Ich erkenne die Gegend wieder, antwortete er dann ruhig. Dort ist der Krug von Sznidern.

Die Reihe, bewegt zu werden, war an die Gräfin gekommen. Sie zitterte.

Gustav, sagte sie, dort sahen wir uns zum ersten Male, dort retteten Sie mich zum ersten Male.

Er hatte sie geführt. Ihr Arm hatte in dem

seinigen geruht. Sie legte sich an seine Brust. Sie sah zu ihm hinauf mit nassen Augen.

War es Liebe? Verbunden mit dem Schmerz über das aristokratische kalte Abbrechen an dem Bache in der Haide von Szilwen? War es nur plötzlich auftauchende, durch die Erinnerung an die Scene in dem Kruge zu Sznidern rasch geweckte, und schnell wieder vorübergehende gewöhnliche Reue über das Unrecht, vielleicht nur das conventionelle Unrecht jenes kalten Abbrechens?

Gustav Walter sah nicht in den Blick ihrer Augen, er wandte sein Auge ab; er bog seinen Körper zurück vor der Berührung ihres Kopfes. Eine unbeschreibliche Bitterkeit schien sich plötzlich seines Innern bemächtigt zu haben.

Befehlen Sie nicht, daß wir weiter gehen? fragte er.

Gustav, rief die Gräfin schmerzlich, laut schluchzend.

Lassen Sie uns unseren Weg fortsetzen, Justine, sagte er milder.

Gustav, Gustav, seien Sie nicht grausam. Ich verdiene es. Aber seien Sie es nicht.

Der junge Mann stand in einem schweren Kampfe mit sich selbst. Seine Augen irrten umher, wie nach einem Entschlusse suchend.

Um Gotteswillen, rief er auf einmal, sehen Sie dort! Wir werden verfolgt.

Die Gräfin wandte ihre Blicke in die Richtung der seinigen.

In der Ferne bewegte sich zwischen einer Fichten-gruppe ein einzelner Mensch.

Auch die Gräfin erschrak.

Der Judenknabe, sagte sie.

Er ist es. Derselbe, den wir zuerst sahen, der an dem Wäldchen zurückblieb. Man hat uns dort gesucht. Man hat uns nicht gefunden. Man verfolgt uns; wahrscheinlich nach allen Seiten.

Hat er uns gesehen? fragte die Gräfin.

Ich habe es nicht bemerkt. Es ist möglich. Er kann uns vielleicht aber auch nicht gesehen haben. Wir standen hier still, unmittelbar hinter diesen beiden grauen Fichten. Ich habe nicht bemerkt, daß er sein Auge hierher wandte. Er entfernt sich auch jetzt in anderer Richtung.

Nach der Gegend des Kruges hin, setzte nicht ohne Besorgniß die Gräfin hinzu. Wenn er dort Leute her-bei holte, uns zu verfolgen?

Es ist nicht unmöglich. Wir müssen ihm zu ent-kommen suchen.

Sie blieben unbeweglich hinter den beiden Fichten

und sahen dem Judenknaben nach. Erst, als er, in der Richtung des Kruges von Sznidern, ihren Blicken entschwunden war, brachen sie wieder auf.

Er wird uns nicht bemerkt haben, sagte Gustav Walter. Er ging unbefangen und sah sich kein einziges Mal nach uns um. Vor seiner Verfolgung dürften wir sicher sein. Auch vor anderer Verfolgung in der Gegend, in der wir ihn sahen. Hätte er dort Gefährten, so hätte er sich zu ihnen verfügt.

Sie begaben sich in diese Gegend. Sie lag von ihnen nach Osten; der Krug lag nach Nordwest. Sie entfernten sich mithin von diesem.

Aber der neue Schreck schien die Kräfte der Gräfin völlig gebrochen zu haben. Alle Müdigkeit, alle Schwäche, die sie bisher zu überwinden gewußt hatte, kehrte jetzt zurück und bot ihren Anstrengungen Trotz. Der junge Mann mußte sie wieder führen. Er mußte mehr, er mußte sie beinahe tragen.

Sie erreichten die Stelle, in welcher der Judenknabe sich hatte blicken lassen. Sie war leer und frei, wie Gustav Walter vermuthet hatte. Wohin sich jetzt weiter wenden? Die nämliche Richtung konnten sie nicht weiter verfolgen; sie hätte sie zurückgeführt nach Coadjuthen hin, dem sie sich wenigstens heute nicht nahen durften. Sie mußten andererseits darauf bedacht

sein, so nahe als möglich ein Unterkommen zu suchen, da die Kräfte der Gräfin immer mehr schwanden, und ihr Begleiter sich in der Unmöglichkeit sah, die süße, die ihm vielleicht jetzt bittersüße Last, noch weit fortzutragen. Einem Ueberfalle hätte er mit ihr gar nicht entgehen können.

Gustav Walter übersah die Gegend. Es schien ihm nur ein Weg übrig zu bleiben. Diesen wählte er.

Das Dorf Sznidern liegt nicht weit von der russischen Grenze. Zwischen dem Dorfe und der Grenze zog sich eine Reihe Fichten hin. Unter diesen gingen sie fort. Der junge Mann hoffte hier, zumal so nahe der Grenze, irgend eine verlassene Hütte zu finden, die ihnen für die Nacht Schutz und Obdach gewähre.

Die Gegend, in der sie gingen, änderte sich bald. Sie wurde tiefer. Aus dem grauen Haidelande kamen sie in einen grauen Moorgrund, der von Gräben und bald von kleinen Wiesen, bald von kleinen Haidestücken mit schwarzen, großen Kupsten durchschnitten war. In den Wiesen wuchs schilfiges Gras; die Gräben waren vielfach mit Erlen besetzt.

Sie gingen langsam in dem Bruch weiter. Sie sahen sich nach etwaiger Verfolgung und nach einem Obdach um. Die Gräfin litt zusehends mehr und mehr. Sie strengte immer mehr ihre wenigen Kräfte

an; sie war immer weniger dazu im Stande. Die Sorge, die Angst ihres Begleiters wuchs in demselben Maaße.

Leser, die Ihr noch nie in der Lage gewesen seid, für Euer Leben fliehen zu müssen — gegen Unrecht und Gewalt ist kein Kampf des Einzelnen möglich — und zuletzt nicht mehr fliehen zu können, den Augenblick vor Euch zu sehen, wo Ihr unrettbar verloren seid, wo Eure Verfolger, Eure Feinde roh und höhnisch die Hände nach Euch ausstrecken, um Euch dem Henkerbeile zu überliefern, versucht es, wenn Ihr es vermögt, Euch eine Vorstellung von den Gefühlen der beiden Flüchtlinge zu machen, die jeden Moment einen Ueberfall erwarten konnten, und die Unmöglichkeit des Entkommens voraussehen mußten. Gustav Walter war zwar kräftig und rüstig. Aber die Gräfin fiel kraftlos zusammen, wenn er nur seinen Arm von ihr ließ; und konnte er sie verlassen?

Sie waren in der That noch verfolgt, und der Verfolger war auf ihren Fersen.

Als sie um die Ecke eines Grabens biegen und den verbergenden Schutz der an demselben befindlichen Erlen verlassen wollten, sahen sie in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Schritten ein einsames Haus vor sich liegen, zugleich aber auch seitwärts von diesem,

in der Entfernung von etwa hundert bis anderthalb hundert Schritten, einen Menschen stehen. Sie erkannten den Menschen auf der Stelle; sie erkannten ihn zu ihrem Entsetzen. Es war der Judenbursch Aaron Schlom. Er hatte unzweifelhaft, als er nach dem Fichtenwäldchen bei Szilwen zurückgekehrt war und dort Mottchen Levin nicht mehr getroffen hatte, diesen verfolgt, dessen Spur gefunden oder errathen, in diesem Augenblicke aber verloren. Er stand spionirend und lauernd nach allen Seiten. Er suchte den Treulosen. Aber wie diesen, suchte er auch die Flüchtlinge. Noch weniger wie ihn, durfte er sie finden. Sie mußten glauben, daß er nur sie suche.

Sie flohen zu den Erlen zurück. Sie verbargen sich in diesen.

Der Bursch stand lange spähend. Besonders auffallend richtete er seine Blicke nach dem einsamen Hause hin. Mehrmals erhob er den Fuß, als wenn er sich näher zu dem Hause hinwenden wolle. Aber jedesmal schien ihn etwas davon zurückzuhalten. Zuletzt ging er weiter. Er ging nicht auf das Haus zu. Er entfernte sich auch nicht von diesem. Er schlich auf die Seite, als wenn er es, aber in derselben Weite, in welcher er sich von ihm befand, nach allen Richtungen unbemerkt umkreisen wolle.

Die Gräfin war in die Zweige einer Erle zurückgesunken. Sie war völlig erschöpft. Mit den Kräften des Körpers schien endlich auch der Muth der Seele sie verlassen zu haben.

Verlassen Sie mich, Gustav, sagte sie. Ich kann nicht weiter. Ich muß, ich will meinem Schicksale erliegen. Sie müssen fliehen.

Der junge Mann hatte diesen Augenblick längst befürchtet. Es mußte ihm Alles daran liegen, nur den Muth seiner Begleiterin wieder zu heben.

Liebe Justine, erwiderte er in festem, zuversichtlicherem Tone, daß ich Sie nicht verlassen werde, daß ich Sie nicht verlassen kann, daran können Sie nicht mehr zweifeln. Bis wir frei oder gefangen sind, kann ich mein Schicksal von dem Ihrigen nicht trennen.

Die Schwäche hatte die Dame krankhaft aufgeregt.

Sie müssen mich verlassen, rief sie. Ich verdiene Ihre Liebe, Ihre Aufopferung nicht.

Justine! —

Nicht Justine. Ich war schlecht gegen Sie. Ich war die Gräfin Szillgowska gegen Sie. — O, Gustav, Gustav, wie bin ich elend, wie habe ich Sie behandelt! — Verlassen Sie mich. Ich will sterben hier! Gehen Sie. Ich beschwöre Sie.

Gustav Walter verlor seine Ruhe nicht, die er in

diesem Augenblicke nicht verlieren durfte, wenn sie nicht Beide verloren sein sollten.

Fassen Sie sich, Justine, sagte er, meine gute, theure Justine. Sie sind unwohl. Sie bedürfen der Ruhe. Ruhen Sie hier aus.

Er setzte sich zu ihr in die Zweige des Buschwerks, er legte ihren Kopf an seine Brust.

Sie wollte aufspringen.

Sie müssen fort, rief sie.

Unter keinen Umständen, Justine. Ich schwöre Ihnen bei meiner und Ihrer Seligkeit, daß ich ohne Sie nicht von hier weiche. Und nun bitte ich Sie nochmals, sitzen Sie ruhig, oder Sie verderben frevent-lich uns Beide.

Seine entschiedene Sprache imponirte ihr.

Glauben Sie noch an unsere Rettung? fragte sie.

So sehr, wie je.

Ich kann nicht mehr weiter. Ich bin gelähmt am ganzen Körper.

Sie bedürfen nur der Ruhe, des Ausruhens einiger Stunden, um wieder gestärkt zu werden.

Wenn man uns hier überfiele!

Ich sehe hier keine Gefahr für uns.

Jener Bursch!

Er allein ist nicht zu fürchten. Wären sie Beide

da, so wäre es allerdings schlimm. Einer von ihnen würde entkommen und Hülfe für den Anderen herbeiholen. Aber lassen Sie uns nicht weiter von einer Gefahr sprechen, die weder vorhanden noch wahrscheinlich ist. Hören Sie meinen Plan an. Der Bursch nahete sich nicht jenem Hause, das vor uns liegt. Er schien sogar eine Scheu zu haben, ihm näher zu kommen. Eine unmittelbare Gefahr steht uns dort nicht bevor. Wagen müssen wir etwas. Ruhen wir noch ein wenig hier aus. Dann trage ich Sie zu dem Hause.

Ich werde gehen können, Gustav.

Sie dürfen nicht.

Die Gräfin schwieg.

Sie verfiel in ein tiefes, langes Grübeln. Der häufige Wechsel der Farben in ihrem Gesichte, die hastigen Bewegungen ihrer Augen, ein öfter wiederholtes Zucken ihrer Gesichtsmuskeln zeigte, wie sehr ihr Herz Antheil daran nahm.

Kämpften wieder Liebe und Stolz in ihrem Innern?

Die Schwäche ihres Körpers, die Abspannung der Nerven ließen keins der kämpfenden Elemente zu einem Siege gelangen.

O, ich bin sehr unglücklich! rief sie aus.

Sie zerfloß in Thränen.

Justine, sagte der junge Mann an ihrer Seite,

und er that sich Gewalt an, nicht den Kampf und nicht die Schwäche zu benutzen, und ruhig und fast befehlend zu sprechen. Justine, schwächen Sie sich nicht noch mehr durch trübe Gedanken. Fassen Sie Muth. Nur der Muthige wird gerettet. Der Muthlose muß in der Gefahr umkommen.

Sie war wohl unglücklich. Sie war unglücklich in ihrem Kampfe der Aristokratie mit der Liebe des Weibes. Sie war unglücklich in der Schwäche, die zu keiner Entscheidung gelangen konnte. Sie schien die Arme schon aufheben zu wollen, um seinen Nacken zu umschlingen. Sie öffnete die Lippen schon, um dem Manne, der so brav, so herzvoll, so muthig, so edel war, von dessen edlem, bravem Herzen ihr ganzes Herz erfüllt, ergriffen war, um ihm zuzurufen: Ich liebe dich, ich kann nicht mehr von dir lassen, nie, nie! Aber stand da nicht auf einmal der gemeine Gärtnerbursch, der Leibeigene, vor der hochgebornen Gräfin! Und die Arme sanken zurück, die Lippen verstummten.

Der Gärtnerbursche, der Leibeigene, sah den Kampf wohl. Sein Herz kämpfte einen ähnlichen Kampf. War sie minder brav, gut, herzvoll, edel, als er? Konnte sie für die fest eingewurzelten Vorurtheile der Erziehung, des Standes? Liebte er sie nicht noch mehr, als sie ihn? Sollte er ihrem Kampfe ein Ende machen?

Entweder ihr zu Füßen fallen und ihr seine Liebe gestehen und um ihre Gegenliebe bitten? Oder mit einem Male jenes Verhältniß ihrer Herzen zu einander abbrechen, unter irgend einem Vorwande, daß er schon liebe, daß er verlobt sei? Auch er hatte nicht den Muth, er, der stärkere Mann.

Auch er war unglücklich.

Macht aber am Ende nicht die Schwäche allein den Menschen unglücklich?

Die Gräfin hatte dem jungen Manne nicht geantwortet. Sie suchte ihre Thränen zu trocknen, die noch lange von neuem flossen, aber die Kruste des Stolzes nicht lösen konnten, von der ihr Herz umgeben war.

Auch der junge Mann hatte geschwiegen.

Brechen wir jetzt auf, sagte die Gräfin nach einiger Zeit. Ich fühle mich stärker.

Gustav Walter erhob sich.

Er hob die Gräfin empor, die mit Mühe sich aufzurichten versuchte.

Sie konnte an seinem Arme vorangehen, freilich fast wieder mehr von ihm getragen als geführt.

Ihre Herzen schlugen dicht an einander, aber sie erweichten sich nicht.

Sie gingen schweigend dem Hause zu, das sie zugleich mit dem Judenknaben erblickt hatten.

Das Haus lag mitten in dem Moorgrunde, aber auf einer etwas erhöheten, trocknen Stelle. Es lag hier völlig einsam. So weit das Auge reichte, sah man keine andere menschliche Wohnung. Es hatte zu seiner einen Seite ein kleines Erlengebüsch; auf der anderen Seite war es von einigen Birken überschattet. Außerdem war in der Nähe nur kahles, graues Moorland. Von einer Anpflanzung, von einem Gärtchen nur, das an das Haus sich angelehnt hätte, keine Spur. In einiger Entfernung war, nach dem Dorfe Sznidern zu, dichtere Fichtenwaldung; sie schied das Haus von dem Dorfe. Nach der entgegengesetzten Seite, nach der russischen Grenze hin, standen die Fichten vereinzelter, im tieferen Hintergrunde wieder zu einem Gehölz sich zusammenschließend. Das Moorland war auch hier hin und wieder von Gräben und niedrigem Erlengebüsch durchschnitten.

Das Haus gehörte zu der armseligsten Gattung der Bauernhäuser der Gegend. Es war mehr klein als groß. Es war alt und verfallen. Von Holz aufgebaut, waren die Wände überall schadhaft, an manchen Stellen mit roh eingelegten Holzstücken geflickt; an anderen gar nur mit Werg ausgestopft. An dem vielfach durchlöcherten Strohdache hatte man die Lücken nicht einmal verstopft. Durch entgegengestemmte Bal-

ken mußte das Ganze an mehreren Stellen gestützt werden. Der Anblick des verfallenen, einsam in Moor und Haide liegenden Hauses hatte etwas Unheimliches.

Die Flüchtlinge näherten sich dem Hause vorsichtig von dem Erlengebüsche her. Sie hielten sich hinter diesem verborgen, um es näher zu betrachten.

Es hatte nur auf der einen Seite Fenster, auf der breiten Seite nach Norden, wo sich auch die Eingangsthür des Hauses befand. Sie entsprachen der Mangelhaftigkeit und Baufälligkeit des ganzen Hauses. An der entgegengesetzten Seite war die lange Wand ohne alle Oeffnung. Am westlichen Giebelende befand sich eine große Scheunenthür, an dem diesem entgegengesetzten östlichen Ende eine kleinere Thür. Die Scheunenthür war in der Mitte der westlichen, die kleinere Thür in der Südecke an der östlichen Wand.

Warten Sie einen Augenblick hier, sagte Gustav Walter zu seiner Begleiterin.

Er ging unmittelbar an das Haus. Unter die Fenster wagte er sich nicht zu begeben. Er horchte nur neben denselben. Er vernahm nicht das geringste Geräusch. Er versuchte dann leise die Scheunenthür zu öffnen. Er mußte davon abstehen. Sie war von innen verschlossen. Er begab sich zu dem entgegen-

gesetzten Ende, zu der kleineren Thüre. Er untersuchte sie genau. Sie war mit keinem Schlosse versehen. Nur ein Knebel war von außen angebracht. Er war nicht vorgeschoben. Die Thür war nur angelehnt. Der junge Mann öffnete sie und sah in einen dunkeln Raum, der nur durch die Oeffnung der Thür sein Licht empfing. Das durch diese eindringende Licht zeigte ihm einen kleinen, leeren Raum, in welchem sich nichts befand, als in einer Ecke ein Haufen aufgeschichteten Birkenlaubes, wahrscheinlich bestimmt zur Streu für irgend ein Hausthier, das des Winters über hier gehalten wurde, jetzt aber irgendwo ins Freie getrieben war. Die Thür hatte auch von innen eine Art Verschluß. Es war mit einem Nagel ein starker lederner Riemen daran befestigt, der eine Oese hatte zum Einhängen in einen in dem Thürpfosten befindlichen großen Nagel.

Gustav Walter schloß aus dem, was er bis jetzt von dem Hause gesehen hatte, nicht mit Unrecht auf dessen innere Einrichtung. Nur der kleinere, nördliche Theil des nicht großen Hauses war bewohnbar und wahrscheinlich auch bewohnt; vielleicht nur in zwei Stuben oder Kammern, die dort zu beiden Seiten der Hausthür lagen. Die ganze südliche Breite war zum bei weitem größeren Theile von der Scheune und

dem sehr kleinen Raume, in dem er sich befand, eingenommen. In wie fern diese verschiedenen Theile im Innern mit einander in Verbindung standen, darüber konnte er nur die allgemeine Vermuthung aufstellen, daß ohne Zweifel vom Flur oder von einer der bewohnten Kammern aus eine Thür in die Scheune führen werde. Der kleine Raum zeigte eine solche Verbindung nach innen nicht. Es war nur die eine nach außen führende Thür darin zu sehen. Um sich zu vergewissern, fühlte der Flüchtling an den Wänden umher. Er fühlte nach außen nur Bohlen und an den beiden inneren Wänden nur die Lehmbekleidung derselben.

Auf seinen Befund und seine Muthmaßungen hatte er bald seinen Plan gebaut.

Er kehrte zu seiner Gefährtin zurück.

Folgen Sie mir, Justine. Wenn mich nicht Alles täuscht, so haben wir hier wenigstens ein sicheres Unterkommen für heute gefunden. An Entbehrungen und Unbequemlichkeiten haben Sie Arme sich schon gewöhnen müssen.

Er führte sie zu dem kleinen Raume. Sie traten in diesen ein.

Er breitete das Birkenlaub in der Ecke mehr auseinander, zu einem möglich bequemen Lager. Auf

diesem ließ er sie sanft nieder. Dann verschloß er mit dem ledernen Riemen von innen die Thür.

Dieser Raum, sagte er, wird, wie der Augenschein zeigt, von den Bewohnern des Hauses nicht gebraucht. Es ist also anzunehmen, daß Niemand hierher kommen wird. Niemand auch hat uns eintreten sehen. Wir dürften also auf ein vor Entdeckung sicherndes Nachtlager rechnen können. Es kommt nur darauf an, Nahrung für uns zu finden. Ich hoffe, daß es ohne Gefahr gelingen wird, und gar in nächster Nähe. Ich habe zwar in dem ganzen Hause nicht die mindeste Bewegung entdeckt. Es wird gleichwohl bewohnt sein. Ich werde mich wie ein vorübergehender Wanderer hineinbegeben und Lebensmittel zu kaufen suchen. Halten Sie sich indeß ruhig hier. Schließen Sie die Thür hinter mir zu. Droht Ihnen Gefahr, so rufen Sie nur laut nach Hülfe. Ich bleibe jedenfalls in der Nähe.

Die Gräfin hatte ihm nicht ohne Unruhe zugehört.

Es kommt mir hier so schrecklich vor, sagte sie. Es hat mich auf einmal eine so sehr traurige, finstere Ahnung überfallen.

Folge Ihrer Schwäche, Justine, suchte der junge Mann sie aufzurichten. Ruhen Sie ohne Besorgniß bis zu meiner Rückkehr aus. Ich hoffe bald mit erfrischenden Lebensmitteln wieder bei Ihnen zu sein.

O, Gustav, wenn uns hier ein Unglück überkäme! Es liegt mir so sehr schwer auf dem Herzen. Und doch kann ich nicht weiter. Meine Kräfte haben mich verlassen. Ich muß die Nacht hier erwarten.

Ruhen Sie nur, Justine. Vertreiben Sie die traurigen Gedanken. Nur noch diese Nacht kann uns Gefahr drohen. Morgen sind wir in Sicherheit.

Er entfernte sich. Die junge Dame schloß die Thür hinter ihm.

Er ging zurück hinter das Erlengebüsch und von dort in einen Fußpfad, der zu dem Hause führte. Er ging geradeweges auf die Eingangsthüre zu. Sie war nur angelehnt. Er trat in das Haus ein.

Seine Vermuthungen über die innere Beschaffenheit des Hauses wurden bestätigt. Das Haus war nach Art der gewöhnlichen Litthauischen Bauernhäuser gebaut. Er befand sich in einem kleinen, dunklen Flure, der drei Thüren hatte, die Eingangsthür, durch die er eingetreten war, und links und rechts je eine Thür, die in Stuben oder Kammern führten.

Ein Geräusch hörte er auch jetzt nicht.

Er wandte sich an die Thür links vom Eingange. Er klopfte an sie an.

Er bekam keine Antwort, aber er hörte nach einer Weile, wie langsame, schwere Schritte sich der Thüre nahten.

An dieser hielten sie, und es wurde inwendig wieder Alles still.

Wahrscheinlich spähte Jemand durch eine Ritze oder eine andere schmale, unbemerkbare Oeffnung der Thür nach dem, der an diese geklopft hatte.

Nach einer halben Minute wurde geöffnet.

Vor dem jungen Manne stand eine alte Litthauerin.

Es war ein großes, vierschrötiges, häßliches Weib, in grober, schmuziger, zerlumpter Kleidung. Das Gesicht war kupferroth; die Augen trieften; um den breiten Kopf war ein Frauentuch von beschmuzter Leinwand gewunden. Lange, magere, aber starkknochige Arme sahen aus den zerrissenen Aermeln eines nicht weniger schmuzigen, am Halse nur halb geschlossenen Hemdes hervor. Brust, Nacken und Arme waren beinahe so kupferfarbig, wie das Gesicht.

Der Anblick des Weibes war widerwärtig und unheimlich. Er erschien dem jungen Manne unheimlicher, als der des Hauses, und widerwärtiger, als die Maske des häßlichen szamaitischen Weibes, unter der er Anna Jogszis in der tiefen Niederung gesehen hatte.

An diese Maske mußte er sich unwillkürlich erinnern, ohne daß er selbst einen Grund dafür auffinden konnte. Aber was er jetzt vor sich sah, war keine

Maske. Diese schmuzige Kupferfarbe auf Gesicht, Hals, Armen war eine vollkommen natürliche. Diese tiefen Runzeln, gleichfalls im Gesicht und am Halse, waren nicht künstlich hervorgebracht. Solche Triefaugen waren gar nicht künstlich hervorzubringen. Die ganze Häßlichkeit, Widerwärtigkeit und Unheimlichkeit des Weibes hätte durch Verkleidung und Verstellung nicht gemacht werden können.

Das Weib besah mit einem lauernden, stechenden Blicke den jungen Mann von unten bis oben. Sie erhob dann eine rauhe heisere Stimme.

Was willst du von mir?

Ich komme von der Grenze, antwortete Gustav Walter, und ich bin müde und hungrig und durstig.

Hier ist kein Krug, unterbrach ihn das Weib kurz und grob.

Könntest du mir dennoch etwas zu essen geben, Frau?

Ich habe auch keine Bettlerherberge. Ich bin selbst arm.

Ich werde bezahlen.

Hast du Geld, Bursch? fragte das Weib hastig, und der Blick ihrer Augen wurde lauernder und stechender.

Gustav Walter zog ein Fünfsilbergroschenstück aus der Tasche und zeigte es dem Weibe.

Kannst du mir dafür Brod geben, Frau? Vielleicht auch ein Stückchen Fleisch?

Er trug noch mehrere Geldstücke in der Tasche. Er hatte sie sich vorher von der Gräfin geben lassen. Er hatte nicht vermeiden können, daß der Klang derselben beim Herausziehen jenes Stückes hörbar wurde.

Das Weib hatte ihn gehört. Ein eigenthümliches Leuchten zuckte plötzlich in ihren Augen. Sie unterdrückte es.

Fleisch? sagte sie. Wie wollte ich zu Fleisch kommen?

Brod denn, Frau.

Komm in meine Stube.

Er trat in die Stube.

Es war eine gewöhnliche litthauische Bauernstube, aber voll Schmuz und Unordnung. In einer Ecke stand ein altes Bett. Vor dem Bette stand ein alter Tisch und auf diesem eine Branntweinflasche ohne Glas. Die Flasche war halb geleert. Das Bette schien im Augenblicke vorher verlassen zu sein. Wahrscheinlich hatte das Weib darauf gelegen und so den Schnaps verzehrt. Ihr ganzes Aussehen und der Umstand, daß sie allein in der Stube gewesen war, ließen kaum daran zweifeln.

Setze dich, sagte das Weib zu dem jungen Manne.

Sie zeigte auf eine Bank, den einzigen Sitz nebst zwei hölzernen Stühlen in der Stube.

Er setzte sich.

Also Brod willst du?

Ich bitte dich darum. Ich bezahle.

Ja, du hast Geld. Warum bist du nicht zum Kruge gegangen?

Ist ein Krug in der Nähe?

Woher kommst du, Bursch?

Ich sagte es dir, von der Grenze.

Warst du jenseits der Grenze?

Ich war.

Bist du von diesseits?

Ich bin.

Woher?

Aus dem Dorfe Inse.

Er nannte absichtlich das Dorf, dessen Lage und Zustände er kennen gelernt hatte, über das er daher nöthigenfalls Auskunft geben konnte.

Das Weib schien bei dem Namen zu stutzen.

Wohin willst du? fragte sie weiter.

Nach Inse zurück.

Was thatest du jenseits?

Ich besuchte Verwandte.

Wo?

In Weihnotten.

Wie viel Geld wirst du mir geben?

Gieb mir vorher das Brod und was du sonst zu essen hast. Du wirst dann mit mir zufrieden sein.

Das Weib ging an einen kleinen Schrank, der an der Wand stand. Sie nahm ein großes, grobes Brod daraus hervor und einen geräucherten Flinder (einen breiten, schmackhaften Fisch des kurischen Haffs und der unteren Memel).

Sie legte beides auf den Tisch.

Darf ich das ganze Brod nehmen? fragte der junge Mann.

Das Weib sah ihn plötzlich mißtrauisch an.

Das große Brod willst du allein essen?

Gustav Walter gewahrte seine Uebereilung. Er suchte sie wieder gut zu machen.

Ich wollte es mit mir nehmen, um unterwegs davon zu essen.

Aber das Weib schien nur noch mehr mißtrauisch zu werden.

Bursch, dein Weg führt dich zu vielen Krügen.

Ich liebe die Krüge nicht.

Hast du Ursache dazu?

Warum soll man unnützes Geld verzehren? Und dann, das Einkehren hält die Reise auf.

Das Weib erwiderte nichts; aber man sah es einem nachdenklichen Ausdrucke ihres Gesichts an, daß sie ihre besonderen Gedanken über die Antwort des jungen Mannes hatte.

Du kannst das ganze Brod behalten, sagte sie.

Was habe ich dir zu bezahlen?

Willst du nicht auch einen Schnaps?

Gustav Walter sah die halbgeleerte Flasche an, aus welcher das Weib getrunken, er sah die häßlichen, widerlichen Lippen an, mit der sie die Flasche und deren Inhalt berührt hatte.

Es schien ihn ein Schauer zu überlaufen.

Ich trinke keinen Schnaps, antwortete er.

Das Weib sah ihn verwundert, mißtrauischer an.

Du trinkst keinen Schnaps, und bist ein Litthauer?

Der Eine hat diesen, der Andere jenen Geschmack. Was habe ich dir zu bezahlen, Frau?

Gieb mir zehn Silbergroschen.

Hier hast du zehn Silbergroschen, Frau. Verkaufst du mir noch jene alte Flasche dort?

Das Weib hatte den Schrank offen gelassen. In diesem stand eine alte, leere Schnapsflasche. Auf sie zeigte er.

Du trinkst ja keinen Schnaps, Bursch, erwiderte das Weib.

Aber unterwegs gern Wasser, und ich habe kein anderes Trinkgeschirr bei mir.

Für fünf Silbergroschen hast du sie.

Er gab ihr noch fünf Silbergroschen. Er erhielt dafür die Flasche.

Er nahm die Flasche, das Brod, den Fisch.

Mit Gott ((su Diewu), Frau!

Willst du Brod und Fisch nicht hier verzehren?

Ich verzehre es im Gehen.

Und du warst müde, Bursch?

Ich gehe langsam weiter.

Mit Gott, Bursch.

Er verließ die Stube und das Haus.

Draußen vor dem Hause sah er sich um.

Das Weib schien ihm nicht zu folgen. Er sah keine Spur von ihr.

An dem Scheunenende des Hauses hatte er vorhin einen Brunnen bemerkt. Zu diesem lenkte er zuerst seine Schritte.

Er wusch die gekaufte Flasche rein aus und füllte sie mit Wasser.

Dann ging er weiter. Er konnte auch jetzt nicht bemerken, daß die Augen des Weibes ihn verfolgten. Sie konnte ihm aber im Verborgenen nachspähen. Er schritt deshalb so unbefangen als möglich in dem

Pfade voran, der von dem Hause, und zwar abwärts von der russischen Grenze, führte. Nach einer Weile verbarg ihn das Erlengebüsch. Eine Zeitlang stand er hinter diesem still. Als er dann noch immer keine Spur eines Verfolgers gewahrte, kehrte er vorsichtig, hinter dem Gebüsche sich haltend, nach dem Hause zurück.

Er erreichte unbemerkt den Raum, in welchem er seine Gefährtin zurückgelassen hatte.

Er horchte.

Alles war still darin.

Justine, rief er leise durch die Thür.

Die Gräfin öffnete.

Er trat ein, die Thür sorgfältig hinter sich wieder verschließend.

Mein Plan ist geglückt, Justine. Ich fand, was ich suchte, freilich nur sehr dürftig, in diesem Hause.

Und wer sind die Bewohner dieses Hauses?

Ich traf nur eine alte litthauische Frau.

Sie war allein?

Ich habe keine anderen Bewohner gesehen.

Wie war die Frau?

Wie Ihnen dieser Ort unheimlich vorkam, Justine, so mir die Frau. Ich habe nie eine häßlichere Frau gesehen, und nie hat eine häßliche Frau einen so un-

angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ihre Gegenwart ängstete mich. Sie betrog mich bei dem Ankauf dieser Sachen. Ich ließ mich betrügen, um nur desto eher von ihr zu kommen.

Auch Sie! sagte die Gräfin nachdenkend. Auch Sie sind hier von beängstigenden Ahnungen erfaßt!

Verzeihen Sie, Justine, wenn ich Sie beunruhigt habe.

Kommen Sie, Gustav, lassen Sie uns unser Abendbrod verzehren. Es ist mir, als wenn wir sehr nöthig hätten, uns für neue Gefahren zu stärken. Vielleicht umsonst. Vielleicht zum letzten Male!

Keine trübe Gedanken, Justine.

Sie schickten sich an, ihre einfache Mahlzeit zu verzehren.

Am Vormittage hatte die Liebe sie ihnen gewürzt.

Am Abende verbitterte die Liebe sie ihnen.

Hungrig und durstig fühlten Beide keinen Hunger und keinen Durst. Sie verzehrten das Mitgebrachte wie mechanisch.

Sie saßen lange schweigend auf dem Blätterlager neben einander.

Die Gräfin nahm zuletzt das Wort.

Gustav, sagte sie, ich kann heute meiner traurigen Ahnungen nicht Herr werden. Ich kann mich des

Gedankens nicht erwehren, daß dies die letzte Mahlzeit sein wird, die wir zusammen verzehren.

Ich bitte Sie, Justine, wiederholte der junge Mann, verscheuchen Sie die trüben Gedanken.

Vor mir steht ein großes, schweres Unglück, das uns schon lange verfolgt, das uns hier erreichen und treffen wird.

Es ist Folge Ihrer Schwäche, Justine, wie ich Ihnen schon einmal sagte.

Es ist etwas Anderes. Ein bestimmtes Vorgefühl. Ich hatte es auch an jenem unglücklichen Abende in Tilsit.

Dort war es erklärlich durch andere Gründe: die Begegnung mit Ihrem Oheim, die Nähe der Grenze, die Nähe der Stunde der Entscheidung Ihres Schicksals und des einer geliebten Schwester.

Sie überzeugen mich nicht, Gustav. Lassen Sie mir auch meinen Glauben. Hören Sie mich an; ich muß Ihnen etwas mittheilen. Reichen Sie mir vorher Ihre Hand.

Sie nahm seine Hand, die er ihr gab. Sie drückte sie sanft.

Gustav, fuhr sie dann fort, und ihre Stimme wurde weicher und zitternder, ich habe mich schwer gegen Sie vergangen.

Der junge Mann unterbrach sie.

Justine, gewähren Sie mir eine Bitte, nur eine. Lassen Sie uns kein Gespräch wieder anknüpfen, das für uns Beide nur peinlich sein müßte. Versprechen Sie mir das.

Sie haben Recht, mein Freund. Ich hatte mir, während Sie fort waren, vorgenommen, Sie in mein Herz sehen zu lassen, es ganz offen vor Ihnen hinzulegen. Ich habe den Vorsatz aufgegeben.

Sie haben wohl daran gethan, theure Justine. In einer Lage, wie unsere jetzige, und in einer Stimmung, wie besonders Ihre gegenwärtige, ist der Mensch nicht Herr über sein Herz, ist nicht einmal das Herz immer wahr.

Daß Sie das glauben, daß Sie mir das einwerfen würden, sah ich voraus, und darum stand ich ab von meinem Vorhaben. Aber etwas Anderes mußte und muß ich Ihnen sagen. Ich habe darüber nachgedacht, was uns heute Nacht Schreckliches begegnen kann. Ich kann sterben, es wäre das am mindesten Schreckliche für mich. Sie weihen mir dann eine Thräne, Gustav, nicht wahr?

Justine, ich beschwöre Sie —.

Nicht wahr, mein Andenken wird Ihnen theuer bleiben?

Ewig, ewig, rief der junge Mann, der seiner Leidenschaft nicht mehr mächtig war. Nie, nie werde ich Sie vergessen.

Aber er hatte nur einen kurzen Augenblick die Herrschaft über die Leidenschaft verloren. Er schwieg, indem er nur leise ihre Hand drückte.

Die Gräfin fuhr fort:

Auch Sie könnten sterben, Gustav. Meine Thränen würden Ihnen fließen, so lange ich lebe, in Liebe und Dankbarkeit. Sie glauben mir das, mein Freund?

Ich glaube es Ihnen, Justine.

Das Härteste wäre, wenn wir auseinander gerissen würden. Und es ist möglich. Für diesen Fall, Gustav, müssen Sie mir ein festes, heiliges Versprechen geben. Ich darf Ihnen jetzt mein Herz nicht offenbaren. Den Grund habe ich Ihnen gesagt. Aber versprechen Sie mir, daß Sie an mein Herz glauben wollen, eben so fest und treu, als wenn Sie in seinen tiefsten, geheimsten Grund geblickt hätten. Versprechen Sie es mir!

Justine, erwiederte treu versichernd der junge Mann, der wieder völlig klar über die Situation geworden war, ich kenne Ihr schönes, reines Herz, bis auf seinen tiefsten Grund. Es hat keine geheime Falten für mich. Ich sagte Ihnen vorhin, daß ich Sie nie vergessen

würde, wenn Sie heute Nacht sterben sollten. Nie werde ich Sie auch vergessen, wenn Sie heute von mir getrennt werden. Sie sind auch dann todt für mich. Sie sind es ja auch, wenn wir heute nicht getrennt werden —

Nein, nein, Gustav, unterbrach ihn die Gräfin mit Leidenschaft.

Aber er ließ sie gleichfalls nicht ausreden.

Justine, ich erinnere Sie an Ihr Versprechen.

Wohl. Sie wollen also an mich glauben, an mein Herz?

So lange mein Herz schlägt!

Schwören Sie es!

Ich schwöre es Ihnen.

Ich danke Ihnen, mein Freund. Jetzt werde ich mit Fassung dieser Nacht entgegensehen.

Sie drückte noch einmal seine Hand. Dann legte sie sich, um auszuruhen, auf das Lager zurück.

Gustav Walter saß träumend an ihrer Seite.

Er saß nicht lange so.

Dem Hause naheten sich langsame, schwere Schritte. Gustav Walter glaubte denselben trägen Schritt zu hören, mit dem vorhin das alte Weib in der Stube des Hauses umhergegangen war. Die Schritte kamen von dem Scheunenthor her, gingen um die Scheu-

nenseite des Hauses herum und hielten ganz in der Nähe an.

Wie sie anhielten, war Alles still. Es war, als wenn Jemand lausche.

Der junge Mann wagte nicht, sich zu rühren, viel weniger sich zu erheben, um zu sehen, wer der Lauscher sei. Die leiseste Bewegung in dem rauschenden Laube hätte ihn und seine Begleiterin verrathen können.

Gleich darauf hörte er einen Ton, als wenn eine Hand die Thür des Raumes anfasse.

Der Ton durchschnitt ihm das Herz.

Die Gräfin neben ihm, die gleichfalls nicht gewagt hatte, sich nur aufzurichten, bebte, daß unter ihr das Laub raschelte, wie wenn es noch am Baume hinge und ein leiser Wind durch die Zweige streife.

Eine Stimme wurde laut.

Gustav erkannte die Stimme des alten Weibes.

Hat die Anne wieder die Thür offen gelassen, sagte sie. Die Dirne ist immer unordentlich.

Die Flüchtlinge hörten, wie der Knebel von außen vor die Thür gelegt wurde.

Die Schritte des alten Weibes entfernten sich dann wieder, langsam, schleppend.

Wir sind gefangen? sagte die Gräfin ängstlich zu ihrem Gefährten.

Leise, Justine! Die Frau hat sich nicht weit entfernt. Wir haben aber auch nichts zu fürchten. Sie hat nur mit einem Knebel verschließen können. Er wird sich leicht von innen zurückschieben lassen.

Die Gräfin konnte nichts erwidern.

Die Schritte kamen zurück.

Gleichzeitig naheten sich andere Schritte von der anderen Seite, ebenfalls die einer einzelnen Person.

Nahe vor dem Stalle begegneten die beiden Gehenden einander.

Du bist lange geblieben, Anne; es dunkelt schon, sagte mit zankendem Vorwurfe die rauhe, heisere Stimme des alten Weibes.

Ich bin lange geblieben, Mutter, wurde in einem frechen Tone geantwortet.

Die Stimme der Antwortenden goß Entsetzen in die Herzen der beiden Flüchtlinge. Anna Jogszis war die Antwortende.

Was hast du gemacht, Dirne? fuhr die Alte fort.

Meine Sachen sind nicht die deinigen, war wieder die freche Erwiderung.

Deine Sachen sind immer schlechte.

Sind die deinigen besser?

Du bist eine unordentliche Dirne. Hast du nicht auch diese Thür wieder offen gelassen?

Was hast du denn heute, daß du über Alles keifst?

Du sollst ordentlich werden; auch in kleinen Sachen. Du wirst sonst auch das Große vergessen, und du weißt —

Geh zu deiner Schnapsflasche, Weib! Oder hättest du sie schon geleert?

Kümmere dich nicht um meine Schnapsflasche.

Ich muß sie dir doch täglich im Kruge füllen lassen.

Ich kann selber gehen.

Um dich dort zu betrinken und dich und mich unglücklich zu machen! — Gehe in deine Stube!

Die Alte nahm einen anderen Ton an.

Höre, Anne, ist dir kein junger Bursch begegnet?

Mir ist Niemand begegnet.

Hier war vor kaum einer Viertelstunde ein fremder litthauischer Bursch bei mir.

Bei dir im Hause?

Er kaufte Brod und einen Flinder von mir.

Von dir und nicht im Kruge?

Die Stimme der Tochter hatte sich gleichfalls verändert. Sie zeigte eine besondere Aufmerksamkeit.

Es fiel mir auch auf, fuhr die Alte fort.

War der Mensch verdächtig? fragte Anna Jogszis.

Verdächtig wohl; aber wir haben ihn nicht zu fürchten. Er selber schien Furcht zu haben.

Wohin ist er gegangen?

Er ging nach dem Dorfe zu. Plötzlich hatten meine Augen ihn verloren. Er ging nicht durch das Moor, er ging nicht über die Haide. Er kann nur zu der Grenze zurückgegangen sein, oder er muß sich noch hier in der Nähe aufhalten.

Hier? Bei dem Hause?

Ich habe ihn gesucht, in den Gebüschen und Gräben rund umher. Ich habe ihn nicht gefunden.

Er schien Furcht zu haben?

Als ob er verfolgt werde.

So sei ohne Sorge. Er wird fort sein.

Ich wüßte auch nicht, wo er sich könnte verborgen haben.

Die beiden Weiber entfernten sich.

Haben Sie die Stimme des Weibes erkannt? flüsterte Gustav Walter seiner Gefährtin zu.

Die Gräfin hatte sich eines Schauders nicht erwehren können.

Nur zu wohl, erwiederte sie. Es ist das entsetzliche Weib aus Inse.

Anna Jogszis wurde sie in dem Kruge zu Sznidern genannt.

Die Gräfin wurde von einem neuen Schauder ergriffen.

Und, Gustav, sagte sie, dieselbe, die man wegen der Judenmorde in Verdacht hatte.

Es war nur ein Verdacht.

Bestätigte ihn nicht die wilde Wuth des Weibes in jenem Fischerdorfe?

Der Mörder, besonders der Mörder aus Gewinnsucht ist kalt, berechnend.

Bald nachher, als die Schritte der beiden Weiber nicht mehr zu hören waren, wurde wieder ein anderer Schritt vernehmbar. Er kam sehr langsam und schleichend näher, nahete sich aber nicht ganz dem Hause, sondern hielt in einiger Entfernung von diesem an.

Gustav Walter erhob sich leise, um durch die Ritzen der Thür nach dem Schleichenden sich umzusehen. Sein Bemühen war vergeblich. Es war schon dunkler Abend; er konnte auch draußen nichts mehr unterscheiden. Er kehrte zu dem Laublager zurück.

Durch das Gehör sollten die Flüchtlinge bald erfahren, wer ihren verborgenen Zufluchtsort umschlich.

Spitzbube! rief leise eine Stimme.

Schurke! entgegnete leise, aber im Tone der Ueberraschung, eine andere.

Was schleichst du hier herum, Mottchen Levin? fuhr die erste fort.

Und warum du, Aaronchen Schlom? erwiederte die zweite.

Ich suchte dich, Mottchen.

Gotts Wunder, und ich dich, Aaronchen. Haben wir uns also gefunden. Nun, was willst du vom Mottchen Levin?

Was ich will? Sehen will ich seine Spitzbubenstreiche.

Au waih, du nennst Spitzbubenstreiche, wenn man sucht das Aaronchen Schlom? Bist du ein Spitzbube? Oder kann man bei dir etwas finden, um dich zu bestehlen?

Aber man kann mich betrügen.

Gotts Wunder, warum bist du so dumm, dich lassen zu betrügen? Laß dich lieber anspeien. Komm her, du verdienst, dafür angespieen zu werden, daß du dich hast lassen betrügen.

Ich werde dich ohrfeigen, wenn du mir kommst nahe.

Au waih, ich hatte es vergessen. Das kleine Aaronchen ist ein großer Held. — Aber laß uns reden von unseren Geschäften. Du kommst ja allein. Wo hast du gelassen deine Mannschaft?

Welche Mannschaft? Ich weiß von keiner Mannschaft.

Deine große Armee von Szilwen, mit welcher du wolltest fangen die Gräfin und den Deserteur? Oder hast du sie schon gefangen, und du kommst, mich zu holen, daß wir theilen den Gewinn, ehrliches Aaronchen?

Aaron Schlom wurde wüthend über den Hohn.

Spitzbube, Schurke, Hundsfott! rief er lauter.

Schreie nicht so, ehrliches Aaronchen. In dem Hause hier wohnen Leute, ein paar große, starke Weiber.

Warum sollten sie nicht dürfen mich hören? fragte trotzig Aaron Schlom. Mögen sie hören, daß du bist ein Betrüger, mögen sie sehen, daß ich dir gebe Ohrfeigen.

Aber auch, wenn ich dir habe zu sagen wichtige Sachen?

Willst du mich wieder betrügen?

Der Bursch fragte noch trotzig, aber doch neugierig und leiser.

Wieder betrügen? fragte Mottchen Levin. Wo hätte ich dich schon betrogen?

Du frägst? Warum hast du nicht gewartet an dem kleinen Walde, bis ich kam zurück mit den Leuten aus dem Dorfe?

Also du bist gekommen zurück?

Gewiß kam ich.

Und was hast du gefunden? Hast du sie gefangen?

Antworte du mir, Schurke! Du weißt wohl, daß der Wald leer war. Warum bist du gegangen fort, ehe ich kam zurück?

Gotts Wunder, du sagst es ja. Was sollte ich länger stehen Wache wie ein Narr, vor dem leeren Walde?

Du hast sie fortgebracht, Spitzbube.

Wohin sollte ich sie haben gebracht?

Würde ich dich haben gefragt, wenn ich es wüßte?

Sage mir, kluges Aaronchen, warum ich sie sollte haben fortgebracht?

Du willst mich betrügen. Du hast geschworen, du wolltest theilen mit mir. Du hast mich betrogen.

Bist du gescheit! Aber so sage mir noch eins, kluges Aaronchen. Ich war allein. Mit welcher Armee sollte ich sie haben gefangen?

Du bist ein Spitzbube, ein Lügner, ein Heuchler. Du hast eine glatte Zunge. Du hast sie verlockt mit Lügen, mit süßen Worten, daß du sie wolltest retten, daß du —

Holla, Aaronchen. Sind deine Worte nicht süß, so sind sie doch schnell wie der Wind. Aber, mein

guter Bursch, laß uns nicht vergessen, daß ich dir habe zu sagen wichtige Sachen.

Laß sie hören.

Du hast gefunden den Wald leer.

Warum sagst du mir das?

Er war leer, weil Beide, die Gräfin und der Gärtner, ihn verließen, als du warst fort.

Du sahest sie?

Als sie schon waren heraus, als sie schon liefen weit hinten durch die Haide. Sollte ich da warten auf dich, du Narr, bis du kämest zurück nach einer halben Stunde, und bis sie schon waren fort über eine Stunde weit?

Wohin liefen sie?

Wäre ich hier, wenn sie wären gelaufen anders-wohin?

Sie sind also hier? Hier in diesem Hause?

Hier in diesem Hause.

Wo? Wo?

Nicht so hastig, tapferes Aaronchen.

Wo sind sie?

Die beiden Weiber — ich habe dir doch schon gesagt, daß zwei große Weiber wohnen in diesem Hause —. Die beiden Weiber halten sie verborgen.

Aber wo, Mottchen Levin? Wo?

Ich glaube, in ihrer Stube, auf der anderen Seite des Hauses.

Laß uns hin, Mottchen.

Was sollten wir dort?

Sie fangen.

Wir Beide? Der Bursch allein fängt uns Beide, und bindet uns.

Die beiden Weiber müssen uns helfen. Wir bieten ihnen Geld.

Bist du gescheit, Aaronchen Schlom! Glaubst du, daß die Gräfin hätte kein Geld? Und mehr als wir? Und wer am besten bezahlt —.

Aber was machen, Mottchen?

Laß uns überlegen.

Rasch.

Wir müssen Hülfe haben. Sie muß werden geholt aus dem Dorfe dort. Einer von uns Beiden muß hin und sie holen.

Ei, kluges Mottchen, du willst wieder spielen die Komödie von Szilwen.

Ich lasse dir die Wahl. Willst du gehen, oder soll gehen ich?

Wir gehen Beide.

Damit sie uns unterdeß entkommen, und kein Mensch in der dunklen Nacht findet ihre Spur?

Ich will bleiben. Gehe du!

Gehe ich doch gern. Sollen doch sein die beiden Weiber die Judenmörderinnen, haben sie vielleicht gemordet hier meinen armen Vater.

Nein, nein. Ich will —

Nun?

Doch ja. Ich bleibe.

Du passest dann auf genau. Und wenn sie entfliehen, so folgst du ihnen. Aber unbemerkt. Sie dürfen dich nicht sehen. Und laß dich nicht morden von den Weibern. Es kann dauern eine halbe Stunde, bis ich bin wieder hier mit der Mannschaft. Erst wenn ich sein kann wieder in der Nähe, dürfen sie dich bemerken. Erst dann rufest du nach mir, laut, so laut du kannst, damit ich finde ihre Spur. Sind sie auch schon weit, durch die stille Nacht hört man auch weit, und ich lasse dann sich zerstreuen die Leute, daß man sie kann umzingeln. Hast du Alles verstanden?

Ich habe. Aber ich habe überlegt bei mir. Ich werde gehen und holen die Leute. Bleibe du hier!

Du bist ein mißtrauischer Narr. Ich gehe.

Du gehst nicht!

Meinetwegen. Vergiß nur nicht, was ich habe gesagt. Ich werde jetzt thun, was du solltest thun, und so umgekehrt.

Ich habe verstanden. Aber betrüge mich nicht. Es wäre dein Tod.

Gehe, Narr.

Betrüge mich nicht, Mottchen; ich rathe es dir.

Die beiden Verfolgten hörten die rasch davon eilenden Schritte Aaron Schloms.

Der Narr, der dumme Narr! hörten sie dann Mottchen Levin höhnisch lachen.

Der zurückgebliebene Judenbursch machte keine Anstalten, sich wieder zu entfernen. Nach dem, was sie gehört hatten, konnten sie nicht anders annehmen, als daß er sie suche. Ueber Grund und Zweck seines Suchens konnten sie in Zweifel sein. Aber, um sich nicht zu verrathen, durften sie auch durch das leiseste Flüstern sich nichts darüber mittheilen. Der Bursch, da er sie einmal suchte, konnte sein lauschendes Ohr unmittelbar an der Thüre des Stalles haben.

Sie blieben schweigend auf ihrem Lager, um ihrerseits zu hören, was der Bursch weiter beginne.

Sie vernahmen eine Zeitlang nicht das Geringste von ihm. Entweder lauschte er in der That in ihrer unmittelbarsten Nähe, oder er hatte sich unhörbar davon geschlichen.

Auf einmal hörten sie eine Hand langsam und leise an der Thür herum tasten.

Sie hielten den Athem an, um sich nicht zu verrathen.

Es wurde draußen wieder ganz still.

Nach kurzer Zeit wurde die peinliche Ungewißheit, in der sie sich befanden, unterbrochen.

An der Hausthür, auf der anderen Seite des Hauses, wurde stark gepocht.

Gleich darauf wurde auf derselben Seite ein Fenster geöffnet.

Wer ist da? rief eine Stimme.

Es war die Stimme von Anna Jogszis.

Kann ich bekommen ein Nachtquartier hier? fragte eine andere Stimme.

Es war die Stimme Mottchen Levins. —

Der Bursch hatte sich unhörbar fortgeschlichen.

Anna Jogszis antwortete dem Burschen nicht. Aber einige Augenblicke nachher wurde die Hausthür geöffnet, und nach einem kurzen Gespräche, das wegen der Entfernung den beiden Flüchtlingen unverständlich blieb, wieder verschlossen.

Noch eine Zeitlang horchten die Flüchtlinge angestrengt. Sie vernahmen keine Bewegung und kein Geräusch mehr.

Er muß Einlaß gefunden haben, sagte Gustav Walter zu seiner Gefährtin. Wir müssen auf der

Stelle fliehen, bevor der Eine oder der Andere zurückkehrt. Ich trage Sie, Justine.

Er erhob sich rasch, die Thür zu öffnen. Er lösete inwendig den Riemen von dem Nagel ab. Er suchte dann, den draußen von dem alten Weibe vorgeschobenen Knebel zurückzuschieben. Er hatte gehofft, der Knebel werde lose sitzen, die Thür werde nach dem Ablösen des Riemens einen kleinen Zwischenraum bieten, durch den er wenigstens mit einem Finger fassen und den Knebel drehen könne. Aber der Knebel drückte fest vor. Es bildete sich kein Zwischenraum, durch welchen auch nur der Rücken eines Messers wäre hindurchzubringen gewesen, wenn ein Messer im Besitze der Flüchtlinge sich befunden hätte. Der junge Mann drängte, rüttelte an der Thür. Alle seine Bemühung war vergeblich.

Wir sind gefangen? fragte die Gräfin.

Die Thür muß weichen, antwortete er. Ich werde doch den schwachen Knebel hinausdrängen können.

Er legte sich mit der ganzen Kraft seines Körpers gegen die Thür, und drängte und stieß von neuem, um sie mit Gewalt aufzusprengen.

Die Gräfin horchte mit der gespanntesten, ängstlichsten Erwartung.

Man kommt, rief sie plötzlich.

Er flog von der Thür zurück.

Es naheten sich in der That Menschen. Zum Glück von dem entgegengesetzten Ende des Hauses her, dort wo die Scheunenthür sich befand. Die Anstrengung des jungen Mannes hatte von ihnen nicht wohl gehört werden können; sie war auch nicht gehört worden, wie das Gespräch der Nahenden bewies.

Die Nahenden waren Anna Jogszis und Mottchen Levin.

Die Litthauerin hatte die Hausthür nicht wieder zugemacht, als sie den Burschen eingelassen hatte. Die Flüchtlinge hatten daher nicht gehört, wie die Beiden aus der Thür wieder herausgetreten waren.

Die Scheunenthür wurde geöffnet. Die Litthauerin und der Bursch traten in die Scheune. Die Scheune stieß unmittelbar an den Raum, in dem die Flüchtlinge sich befanden. Die Wand zwischen beiden war dünn. Jedes Wort, das in der Scheune gesprochen wurde, konnte von ihnen deutlich gehört werden.

Hier, mein Bursch, sagte Anna Jogszis, hier kannst du die Nacht bleiben.

Ich danke dir, erwiderte die Stimme des Judenknaben.

Du fürchtest dich doch nicht, allein hier zu sein? fragte Anna Jogszis.

Der Ton ihrer Stimme war scherzend.

Scherzend antwortete der Bursch: Wärst du bei mir, schönes Mädchen, würde ich mich gewiß nicht fürchten.

Höre, mein Knabe, ich werde zu dir kommen.

Du wirst?

Um dir zu essen zu bringen. Meine Mutter ist böse. In ihrer Gegenwart durfte ich dir nichts geben. Aber du sollst hier keinen Hunger leiden.

Du bist sehr gut, schönes Mädchen.

Halte dich ganz ruhig hier, Knabe! In einer halben Stunde wird die Mutter schlafen. Ich komme dann zu dir, mit Brod und Fischen und süßem Schnaps.

Anna Jogszis verließ die Scheune. Man hörte, wie sie die Thür hinter sich verschloß.

Der Judenbursch blieb allein zurück. Er verhielt sich einen Augenblick unbeweglich. Dann hörten die Flüchtlinge ihn sehr langsam und sehr leise gehen. Er schlich, wie man deutlich vernehmen konnte, an den Wänden der Scheune umher. Unzweifelhaft horchte er nach irgend einem Laut, der ihm das Dasein der Verfolgten in diesem Hause verrathe, in welchem er sie sicher vermuthete, und in welchem er sie doch bisher noch nicht hatte entdecken können.

Jetzt sind wir in der That gefangen, flüsterte Gustav Walter seiner Gefährtin zu. Jede Bewegung

hier kann man nebenan eben so genau hören, wie wir hier die Bewegungen des Burschen dort hören. Eine Erneuerung des Versuchs, die Thür zu sprengen, würde uns augenblicklich verrathen.

Wir wären also verloren? fragte die Gräfin.

Noch nicht, Justine.

In einer Viertelstunde kann der andere Bursch mit den herbeigeholten Leuten zurück sein. Man wird Alles durchsuchen.

Vielleicht gerade diesen kleinen, unscheinbaren Raum nicht.

Diese beiden Judenknaben sind listig.

Desto dummer ist oft die hochmüthige Brutalität der Beamten, besonders der niederen.

Sie glauben selbst nicht an einen solchen Zufall, Gustav.

Und sodann — die Litthauerin wird sogleich zu dem Burschen zurückkehren. Kann ich dann auch den Versuch des gewaltsamen Sprengens der Thür nicht erneuern, so darf ich doch eine Oeffnung auf andere, minder geräuschvolle Art versuchen.

Womit wollten Sie die Versuche anstellen?

In der vergangenen Nacht lieferte das Glück mir das rettende Instrument in die Hand. Auch hier wird sich vielleicht etwas finden, ein abgebrochenes Messer,

ein alter Nagel, selbst nur ein kleiner Holzspan, um ihn zwischen Thür und Pfosten zu stecken, und den Knebel damit zu erreichen.

Wir wollen gemeinschaftlich suchen, Gustav.

Sie dürfen sich nicht ermüden. Ich suche schon.

Er fühlte, tappte und suchte in dem engen, dunkelen Raume umher, an der Erde, an den Wänden, an der Thüre.

Die Gräfin suchte mit ihm, trotz des Verbotes.

Sie wurden in ihrem Suchen, das vergeblich geblieben war, unterbrochen.

Der Thür ihres Gefängnisses naheten sich wieder Schritte. Es waren die langsamen, schweren Schritte des alten Weibes; sie bewegten sich noch langsamer, leiser, schleichend. Sie waren von anderen, gleich langsam und leise schleichenden Schritten gefolgt. Die Schritte kamen von der anderen, vorderen Seite des Hauses her, nicht an dem Scheunenthore vorbei, sondern um die entgegengesetzte Ecke herum. Sie hielten dicht neben den Flüchtlingen.

Es waren Anna Jogszis und ihre Mutter, die sich genahet hatten, wie ihr sehr leises Gespräch alsbald verrieth.

Mutter, du wirst nicht, sagte die Tochter, halb bittend, halb drohend.

Hilf! befahl das alte Weib, statt der Antwort. Wir sind hier an der Stelle.

Mutter, ich werde nicht —

Schweig!

Und du wirst nicht —.

Du wirst uns verrathen durch dein lautes Sprechen.

Das will ich. Ich fürchte ein großes Unglück.

Die Alte lachte höhnisch.

Du fürchtest den Scharfrichter von Bartenstein mehr als ich.

Ich werde ihn entfliehen lassen.

Du wirst mir hier helfen graben, erwiederte das alte Weib wieder in befehlendem Tone.

Mutter, nur diesmal nicht, bat Anna Jogszis.

Du scheust dich, einen elenden Judenknaben umzubringen?

Nicht das ist es. Aber er ist der Sohn jenes — du weißt, Mutter.

Was ist an einem Juden und an einem Judenjungen? fuhr das alte Weib fort. Ein Jude ist ein Hund, ein Schwein. Sie verfolgen, sie betrügen, sie bestehlen uns. Der Prediger sagt es auf der Kanzel. Sie sind unsere Feinde. Ein Judenmord ist kein Mord.

Du hast Recht, Mutter. Ich weiß das. Nur heute nicht. Und er ist ein so flinker, hübscher Knabe.

Ei, er hat hübsche Sachen bei sich und viel Geld; so viel hatte noch Keiner. Niemand hat ihn kommen sehen. Niemand weiß, daß er hier ist.

Weib, du bist ein Satan.

Du willst wohl heute auf einmal ein Engel werden? Hilf graben.

Die Tochter antwortete nicht.

Die beiden Flüchtlinge hörten aber gleich nachher, wie an derselben Stelle, an welcher die kurze Unterredung geführt war, die Erde eifrig mit Grabscheiten aufgewühlt wurde.

In dem losen, lockeren Boden der Haide waren die Weiber bald fertig geworden. Die Arbeit des Grabscheites ruhete. Sie wühlten mit den Händen in der Erde. Vielleicht nur die Alte allein.

Hier, sagte sie zu der Tochter, trage du das Beil; das Messer und die anderen Sachen werde ich nehmen. — Was suchst du noch da unten? Warum öffnest du den Kasten?

Ich sehe nach, ob nichts an den Sachen verdorben ist.

In dem trockenen Sande kann das Zeug nicht verderben.

Laß uns die Grube wieder zuschütten, sagte die Tochter.

Es wird nicht nöthig sein.

Wir könnten verrathen werden.

Wer sollte in der Nacht kommen?

Vorsicht schadet nicht, alte Frau.

Wenn uns die offene Grube verräth, so wird uns auch dieses verrathen, was wir hier tragen, und der Bursch selbst. Wir hätten nur doppelte Arbeit.

Die Tochter erwiderte nichts.

Beide gingen.

Die Gräfin war fast erstarrt vor Entsetzen. Sie hatte sich, am ganzen Körper heftig zitternd, fest an ihren Begleiter angeklammert.

Gustav Walter selbst bebte.

Wir sind in einer Mördergrube, sagte die Gräfin. Das war meine Ahnung!

Seien Sie ruhig, Justine. Wir für uns haben nichts zu fürchten. Wir sind vorbereitet. Es sind nur die beiden Weiber da, die es, trotz ihrer Mordwaffen, nicht wagen werden, mit uns anzubinden.

Aber der arme Knabe. Er ruhet so sorglos, während kaum zehn Schritte von ihm das Todesloos über ihn geworfen ist, das Messer für ihn geschliffen wird. Und das entsetzliche Weib hat Recht, er ist ein so zarter, gewandter Knabe.

Und Ihr Feind, Ihr Verfolger, Justine.

O, Gustav, könnten wir ihn nicht dennoch retten?

Ich glaube ihn nicht in großer Gefahr. In einiger Zeit muß der andere Bursch zurückkehren, und in der ersten Stunde werden die Weiber ihm nichts thun. Sie werden warten bis er schläft.

Aber wenn jener nicht oder nicht so bald zurückkehrte?

Justine, wir müssen zuerst an Ihre Rettung denken; das ist meine, das ist Ihre Pflicht.

Mir kommt ein anderer Gedanke, Gustav. Der Knabe hier nebenan ist der, dem der Andere vorwarf, daß er mit dem Dorfrichter Liebich in Verbindung stehe. Der Dorfrichter Liebich will mich retten. Wie, wenn der Knabe in seinem Auftrage uns folgte? Wenn wir ihm zu vertrauen, anstatt ihn zu fürchten hätten?

Die Worte der Gräfin regten den jungen Mann zum Nachdenken an.

Es ist wahr, versetzte er, er scheint mit dem Dorfrichter in Verbindung zu stehen. Dem Dorfrichter dürfen wir unbedingt vertrauen. Aber die Verbindung des Burschen mit ihm ist unklar. Sie glauben, er diene den Zwecken des Dorfrichters, er arbeite also mit diesem an Ihrer Befreiung?

Ich glaube es. Ich möchte es wenigstens glau-

ben. Spricht dafür nicht auch das Mißtrauen des anderen Knaben?

Allerdings. Aber lassen Sie uns die andere Seite nicht übersehen. Kann nicht das Verhältniß auch so sein, daß der Graf Adalbert den Burschen dem Dorfrichter zum Spion und Aufpasser gesetzt hat? Daß der Bursch sich hinterlistig an den Dorfrichter herangeschlichen, sich gar in sein Vertrauen geschlichen hat, um ihn auf falsche Spur zu locken und Sie desto sicherer den wahren Verfolgern in die Hände zu spielen?

Denkbar wäre dieses Verhältniß.

Nicht blos denkbar, auch wahrscheinlich, für mich wenigstens. Sie selbst sagten, daß der Bursch mit dem Grafen Adalbert in Verbindung stehe.

So ist es.

Wie sollten denn die Ihrigen und der Dorfrichter es gewagt haben, sich ihm anzuvertrauen?

Es wäre freilich gewagt; aber, wenn er meinem Oheim dient, warum das Mißtrauen des anderen Burschen gegen ihn? Uud zwar das gegründete Mißtrauen; denn unzweifelhaft will dieser mit jenem keine gemeinschaftliche Sache machen.

Auch das erklärt sich. Der Eine der Beiden traut dem Anderen nicht, weil Jeder die vom Grafen Adalbert auf Sie gesetzte Belohnung allein verdienen und

den Anderen um den Antheil betrügen will. Sie sehen, Justine, die Lage ist mindestens die, daß wir keine Ursache haben, Ihr Schicksal in die Hand des Burschen zu legen.

Auch wenn es sein Leben gilt, Gustav?

Auf Kosten des Ihrigen, Justine?

Diese entsetzliche Lage!

In solchen Lagen kann nur der Augenblick entscheiden; der Bursch scheint mir überdies, ich wiederhole es, nicht in großer Gefahr zu schweben. Sein Gefährte wird für ihn früh genug zurückkehren. Wären wir nur erst außer Gefahr! Lassen Sie uns wieder suchen. Noch haben wir hoffentlich Zeit. Der Litthauer ist langsam in fremdem Dienste, zumal in dem Polizeidienste. Dabei wird man dem fremden Judenburschen nicht sogleich trauen. Er wird Aufenthalt genug finden.

Sie suchten wieder.

Ein Nagel! flüsterte nach einer Weile frohlockend Gustav Walter.

Er zeigte einen großen Nagel, den er zwischen Laub und Stroh auf dem Boden des Stalles gefunden hatte.

Er ist stark. O, möge nun auch das Weitere gelingen. Gelingen, noch einmal, wie in der vorigen Nacht!

Er schlich mit dem Nagel zu der Thür. Er zwängte ihn so leise als möglich zwischen die Thür und den Pfosten, dort, wo von außen der Knebel sich befand.

Die Gräfin horchte mit der ängstlichsten Spannung nach der Scheune nebenan, nach dem leisesten Geräusche, das etwa anzeigen könne, ob der Judenknabe die Arbeit Gustav Walters erhorche.

Der Nagel erreichte den Knebel. Der junge Mann versuchte den Knebel zurückzuschieben. Es entstand dadurch ein Geräusch. Die Thür knarrte; das Hin- und Herbewegen des Nagels gab einen Ton, wie des Sägens.

Die Gräfin flog unhörbar zu ihrem Gefährten.

Halten Sie ein. Der Knabe dort hört Sie. Er ist aufmerksam geworden. Ich hatte mein Ohr an die Lehmwand gelegt; ich vernahm deutlich, wie er an der anderen Seite der Wand sich bewegte; es war, als wenn er gleichfalls sich an die Wand drücke, um besser zu horchen.

Gustav Walter fuhr leiser mit seiner Arbeit fort.

Haben Sie Hoffnung? fragte die Gräfin.

Der Knebel weicht noch immer nicht.

Kann ich Ihnen helfen?

Es kann nur Einer hier arbeiten.

Er arbeitete weiter.

Ha, endlich!

Er weicht?

Um einen halben Zoll breit. Hoffentlich war nur der Anfang schwer.

Horch! Was ist das?

Hörten Sie etwas?

Halten Sie ein.

Beide horchten.

An der Scheune wurde eine Thür geöffnet; nicht die nach außen führende große Scheunenthür; vielmehr eine Thür im Innern des Hauses. Die Scheune mußte durch diese mit jener Kammer in Verbindung stehen, die sich auf der anderen Seite des Hauses rechts von der Eingangsthür befand, also gegenüber der Stube des alten Weibes, in welchem Gustav Walter gewesen war.

Der Oeffnung der Thür folgte ein Gespräch.

Du hast mich lange warten lassen, schönes Mädchen, sagte der Judenbursch.

Desto länger werde ich bei dir bleiben, mein Knabe, erwiderte Anna Jogszis. Komm, begleite mich in meine Stube; sie ist hier unmittelbar nebenan. Ich habe dort das Abendbrod bereitet für dich und mich.

Wird deine Mutter nicht da sein?

Wir werden allein sein.

Ich folge dir, schönes Mädchen. Aber sage mir, wer ist auf jener Seite dort?

Wo?

Hier, jenseits der Wand, an der ich stehe.

Das ist ein leerer Raum.

Ich glaubte, Geräusch darin zu hören.

Vielleicht Ratten oder Mäuse.

Es war anders.

Du hast dich geirrt. Der kleine Raum ist von außen verschlossen. Es kann Niemand darin sein. Folge mir, mein Knabe.

Die Litthauerin hatte die letzten Worte angelegentlich gesprochen. Wahrscheinlich fürchtete sie, der Bursch habe das Graben und die Unterredung mit ihrer Mutter gehört.

Sie entfernte sich mit dem Burschen aus der Scheune. Sie gingen in die Kammer der jungen Litthauerin, unmittelbar neben der Scheune. Die Thür der Kammer wurde nicht wieder verschlossen.

Die Entfernung zwischen der Kammer und den Flüchtlingen war indeß so groß, daß diese Sprechen und Bewegungen in der Kammer nur sehr undeutlich, ohne Verständniß und Unterscheidung des Einzelnen,

auch der gesprochenen Worte, hören konnten. Sie mußten daraus schließen, daß ihre eigenen leisen Bewegungen in jener Kammer gar nicht zu vernehmen sein würden.

Gustav Walter begann wieder seine Arbeit, leise, mit desto größerer Anstrengung.

Die Gräfin stand mit klopfendem Herzen neben ihm.

O, diese fürchterliche Lage, sagte sie, mehr für sich, als zu ihrem Gefährten. Es war, als wenn sie nothwendig ihrem gepreßten Herzen Luft machen müsse. Wir hier gefangen, der sorglose Knabe dort in Todesgefahr, in Händen raubgieriger Mörderinnen, die mit kaltem Blute seinen Tod verabredet und beschlossen haben. Jener Andere vielleicht nicht mehr weit von hier, mit der Rettung für ihn, mit der Verfolgung für uns. Was soll man wünschen? Daß er komme, uns unseren, daß er ausbleibe, ihn seinen Henkern zu überliefern?

Gustav, fuhr sie dringend zu dem jungen Manne fort, lassen Sie uns Muth fassen. Lassen Sie uns den Knaben retten. Sprengen Sie die Thür. Sie wird Ihrer Kraft weichen.

Jetzt, Justine? erwiderte Gustav Walter. Jetzt, da wir annehmen müssen, daß die Verfolger nicht mehr weit von hier sind?

Wenn sie uns hier finden, sind wir gewiß verloren.

Noch verzichte ich nicht darauf, daß wir vorher unbemerkt entkommen. Der Knebel weicht weiter.

O, Gustav, wenn unterdeß der Mord verübt würde! Um meinetwillen! Ich hätte keine Ruhe mehr.

Um Ihretwillen, Justine?

Wäre nicht der Tod des Knaben der Preis für meine Rettung? Sprengen Sie die Thür!

Justine, Leben gegen Leben! Indeß, beruhigen Sie sich. Ich bin immer bei der Hand, und so schnell wird kein Mord ausgeführt.

O, Gott, jammerte die Gräfin.

Aber sie brach plötzlich ab.

In der Kammer der Litthauerin wurde auf einmal laut und heftig gesprochen.

Woher hast du das Tuch? rief der Judenbursch. Woher hast du das Tuch, das ich hier in der Ecke finde?

Aber, Knabe, laß das Tuch. Komm, setze dich nieder an meine Seite, erwiderte schmeichelnd Anna Jogszis.

Das Tuch hat mein Vater gehabt, rief lauter der Bursch. Das Tuch hatte er, als er ermordet wurde. Du bist seine Mörderin, du bist es doch.

Sei kein Thor, Knabe.

Du bist seine Mörderin. Und hier ist er gemordet!

Ich habe das Tuch gekauft.

Wo hast du es gekauft?

Nachher!

Eine Thür wurde aufgerissen, die Thür, die von dem Flur in die Kammer führte. Sie wurde heftig, gewaltsam aufgerissen.

Die Stimme des alten litthauischen Weibes wurde in der Kammer laut.

Verdammter Judenjunge! Jude! Schlechter, als ein Hund! rief das Weib. Hier, Anna, hier hast du das Beil, hau zu!

Mord! Mord! Mörder, Mörder! schrie der Knabe.

Willst du Mord schreien, Hund? rief Anna Jogszis.

Mord, Mord! rief die Gräfin entsetzt, ihrer Angst nicht mehr mächtig.

Gustav Walter warf sich mit der ganzen Kraft seines Körpers gegen die Thür, um sie aufzusprengen.

Mord, Mord! rief auch er.

Die Thür krachte, sie krachte laut, aber sie wich nicht.

Die Mörderinnen hatten weder das Rufen, noch das Krachen der Thür gehört. Alle ihre Sinne schienen nur auf den Mord gerichtet zu sein.

Man hörte ein kurzes Ringen, dann einen starken, schweren Fall, dann einen augenblicklichen unterdrückten Schrei des Knaben.

Gustav Walter stieß mit neuer, mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, gegen die Thür. Sie wich immer nicht. Er versuchte, sie mit den Füßen einzustoßen; das starke, feste Holz gab auch diesem Versuche nicht nach.

Er machte einen anderen Versuch, nicht mehr zu entkommen, sondern jetzt nur, dem Knaben Hülfe zu leisten.

Die Wand zwischen dem Stalle und der Scheune war von Lehm. Er stürzte zu ihr. Er stieß mit den Füßen gegen sie. Der Lehm gab nach; das dünne Rohrwerk gab nach, das zur Festhaltung des Lehmes in die Fächer der Wand hineingeflochten war.

Ein ganzes Fach der Wand stürzte ein.

Aber es war zu spät. Der Mord war schon vollbracht. Die beiden Weiber lagen wüthend auf ihrem Opfer, in jener, psychologisch so erklärlichen und dennoch ein ewiges, entsetzliches menschliches Räthsel bildenden furchtbaren Wuth des Mordes.

Gustav Walter sah, daß es zu spät war.

Er flog zu der Gräfin. Sie war entsetzt zu

Boden gesunken. Er hob sie auf. Er nahm sie in seine Arme.

Fort! rief er.

Wohin, Gustav? fragte die vor Schreck halb Bewußtlose.

Nur fort; fort von hier!

Die Oeffnung in der Wand war weit. Er durchschritt sie rasch.

Er war, mit der Gräfin in seinen Armen, in der Scheune.

Welch ein entsetzlicher Anblick bot sich hier Beiden dar.

Die Thür zwischen der Scheune und der daran liegenden Kammer stand offen. In der Kammer brannte ein Licht.

Hell beleuchtet von dem Lichte lag an der Erde die blutige Leiche des ermordeten Knaben.

Auf der Leiche knieeten die blutigen Weiber. Beide. Sie durchsuchten die Kleider und Taschen des Todten. Sie durchsuchten sie mit jener furchtbaren Wuth.

Sie hatten nicht das Stoßen gegen die Thür des Stalles, sie hatten nicht das Einstoßen der Wand der Scheune gehört. Sie hörten und sahen nicht die beiden Flüchtlinge in der Scheune.

Die Gräfin hatte den Anblick nicht ertragen kön-

nen. Gustav Walter fühlte an den plötzlich schwer herabhängenden Gliedern, daß er eine Ohnmächtige in seinen Armen trug.

Der junge Mann floh vor dem Anblicke. Er eilte auf die große, ins Freie führende Scheunenthür zu. Sie war verschlossen.

Er besann sich nicht. Es blieb ihm keine Wahl. Er mußte noch einmal dem entsetzlichen Anblicke, er mußte einer neuen Gefahr entgegengehen.

Er stürzte mit seiner Last in die Kammer.

Jetzt erst gewahrten ihn die Weiber. Sie sahen und hörten ihn plötzlich, als er auf einmal vor ihnen stand, auf sie zustürzte, unmittelbar, gerades Weges. Der enge Raum der Kammer hatte ihm keinen anderen Weg gelassen.

Die Weiber flogen auf. Entsetzt und zugleich wüthend, wie zwei Raben, die von ihrer Beute verjagt werden.

Der Schrecken lähmte ihre Wuth.

Der junge Mann kam ungehindert an ihnen vorbei.

Er flog in den Hausflur. Die Hausthür war verschlossen. Er wollte sie öffnen.

In demselben Augenblicke wurde gegen sie mit einer großen Gewalt von außen gestoßen. Sie flog auf.

Bewaffnete drangen in das Haus.

Nicht die Weiber in ihrer Mordwuth, nicht die Flüchtlinge in ihren Fluchtversuchen hatten das Herannahen der fremden Menschen gehört.

Es waren Bauern, aber auch Grenzkosaken, die in das Haus eindrangen.

An ihrer Spitze war Aaron Schlom.

Er sah die Flüchtlinge.

Das sind sie, rief er. Ergreift sie!

Kosaken bemächtigten sich der beiden Verfolgten, der ohnmächtigen Gräfin und Gustav Walters.

Mottchen Levin! rief triumphirend der kleine Jude. Mottchen Levin, wo bist du, zu schauen, wie das Aaronchen ist doch klüger als du. Habe ich doch auch gleich geholt die Kosaken. Mottchen, komm heraus. Komm hervor, kluges Mottchen!

Aber Mottchen Levin kam nicht.

Dafür kam ein Anderer hinter dem Judenburschen her, faßte ihn an der Schulter und stieß ihn aus dem engen Flur in die offene Kammer hinein.

Dort ist Mottchen Levin, verrätherischer Schurke, rief der Dorfrichter Liebich. Dort verhöhne ihn, wenn du es vermagst.

Dann wandte er sich an die Bauern.

Sehet dort, sagte er, wir haben jetzt die Juden-

mörderinnen. Dort haben sie wieder einen abgeschlachtet, zu dem Vater den Sohn. Eilet, sie zu fangen!

Die Bauern eilten in die Kammer.

Der Dorfrichter selbst flog zu den Kosaken.

Mir gehört der Knabe! rief er ihnen gebieterisch auf Russisch zu.

Er sprach alle Sprachen der Grenze. Er wußte alle Leute der Grenze zu behandeln.

Die bestürzten Kosaken ließen die noch immer ohnmächtige Gräfin fahren.

Er trug sie auf seinen Armen aus dem Hause.

Und Gustav Walter?

Herr Dorfrichter Liebich! rief er.

Aber die Kosaken hieben auf ihn ein, und der Dorfrichter Liebich schwang sich mit der Gräfin auf sein Pferd, das draußen hielt, und jagte davon.

Während die Bauern die beiden Judenmörderinnen einfingen, die in ihrem Schrecken den Ausgang aus dem eigenen Hause nicht hatten finden können, schleppten die Kosaken den treuen Gefährten der Gräfin über die nahe russische Grenze.

3.

Ein Sonnentag in Tilsit.

Seit den erzählten Ereignissen waren drei Jahre vergangen, als in der Stadt Tilsit sich eine einfache Begebenheit zutrug.

Es war wieder im Monat Mai. Aber es war kein Regentag, sondern die Sonne schien warm und hell, und in den Gärten um die Stadt standen die Bäume in der vollsten Pracht ihrer weißen und rothen Blüthen, und in der hohen Straße von Tilsit blüheten roth und weiß die Kastanienbäume.

Es war wieder Nachmittag.

Vor dem Hotel de Russie an der hohen Straße in Tilsit fuhr wieder ein bequemer, eleganter, mit vier Extrapostpferden bespannter Reisewagen vor. Er kam aber nicht vom hohen Thore, also nicht aus der Richtung von Deutschland, sondern von der Brücke her, aus der Richtung von Rußland. Vorn auf dem Bocke saß auch kein Bedienter und hinten im Coupé keine Kammerjungfer.

Dem Wagen, als er vor dem Gasthofe anhielt, und die herbeispringenden Kellner den Schlag geöffnet hatten, entstiegen wieder zwei Damen. Sie waren auch wieder von unten bis oben schwarz gekleidet, und schwarze Schleier verhüllten ihre Gesichter, so daß man nichts von diesen sehen konnte. Aber sie stiegen frisch und behende aus dem Wagen, und sie brauchten weder getragen noch geführt zu werden. Eine gleichfalls verschleierte Kammerfrau, die mit ihnen im Innern des Wagens gesessen hatte, folgte ihnen.

Alle drei verschwanden bald in der Thüre des Gasthofes und dann in einem Zimmer, das ihnen der Oberkellner anwies.

Wie in solcher Weise Manches sich ähnlich verhielt, wie im Mai vor drei Jahren, als gleichfalls eine Equipage mit vier Pferden an dem Hotel de Russie vorgefahren war, Manches aber auch anders, so war auch noch eins anders, als damals. Die jungen Offiziere der kleinen Tilsiter Garnison fehlten in dem Hotel de Russie, um mit neugierigen Blicken die Equipage und die Aussteigenden zu mustern. Das litthauische Dragonerregiment hatte zwar sein Standquartier nicht gewechselt, war aber damals zum Frühjahrsmanöver ausgerückt.

Der Assessor Hering war da. Aber er saß einsam

und sehr verstimmt und mißmuthig in dem großen Speisesaale des Gasthofs. Er war in den drei Jahren älter geworden, seine Nase spitzer, sein Gesicht eingefallener, seine Gesichtsfarbe fahler. Aber seine Brust war kahl geblieben; sie wurde von keinem einzigen Orden „geziert“, viel weniger von zweien.

Wehe der Brust, die es nöthig hat, von Orden geziert zu werden.

Der Assessor Hering hatte den Wagen vorfahren sehen. Er hatte ihm aber nur einen flüchtigen Blick gewidmet. Er hatte die Damen aussteigen sehen. Auch das hatte seine Neugierde nicht geweckt. Es hatte nur eine flüchtige Röthe durch das fahle Gesicht gejagt, als wenn alte, nicht sehr angenehme Erinnerungen plötzlich in seinem Gedächtnisse aufgetaucht oder lebendiger geworden wären.

Der Postillon hatte die Pferde ausgespannt und war mit ihnen zu dem in der Nähe befindlichen Postamtsgebäude gezogen, wo er vorschriftsmäßig den, Namen und Stand der Reisenden enthaltenden Extrapostzettel abgegeben hatte.

Eine Viertelstunde nachher schritt in schwarzem Frack, weißer Kravatte, gelben Handschuhen und hohem Hute der Oberpostdirector aus dem Postamtsgebäude nach dem Hotel de Russie.

In früherer Zeit war die Hauptverbindungsstraße zwischen Preußen und Rußland über Memel und Polangen gegangen. Damals ging sie über Tilsit und Tauroggen. Die schöne Chaussee von Berlin über Königsberg bis Tilsit existirte schon. Sie führte von Tilsit weiter bis zu dem preußischen Grenzdorfe Laugszargen, nur mit einer kurzen Unterbrechung in dem widerspänstigen und erst später überwundenen Memelthal, den sogenannten Baubeler Wiesen, unmittelbar hinter Tilsit. Gleich jenseits Laugszargen schloß an die preußische Chaussee sich eine gut unterhaltene russische Chaussee an, die über das russische Grenzstädtchen Tauroggen weiter in die große Straße nach Mitau, Riga bis St. Petersburg führte.

Der Verkehr auf dieser Straße war ein sehr lebhafter, nach beiden Seiten hin, nach Rußland wie nach Preußen und weiter nach Deutschland, auch wohl noch weiter. Namentlich reiseten auch viele vornehme Herrschaften hin und her, nicht blos reiche russische Familien, die in die deutschen Bäder gingen oder aus diesen zurückkehrten; auch andere, Deutsche wie Russen. Deutsche, um in Rußland zu bitten, Russen, um in Deutschland zu befehlen.

Es war auch einiger Unterschied, je nachdem man

aus Rußland nach Deutschland oder aus Deutschland nach Rußland kam.

Der Reisende nach Rußland fand das große Reich mit einem großen, gelb und blau angestrichenen Schlagbaum versperrt, der sich quer über die Chaussee zog und durch Ketten mit zwei kleinen, niedrigen, grün angestrichenen, hölzernen Wachhäusern, Jahrmarktsbuden nicht unähnlich, zu beiden Seiten der Chaussee in Verbindung gebracht war. Sofort neben den Wachhäusern lief links und rechts der Grenzgraben, hinter dem sich wieder der Grenzwall erhob.

So war der Eingang in das heilige Rußland durch Schlagbaum und eiserne Ketten bezeichnet. Zu Zeiten kam auch der Strick hinzu. Es ereignete sich nämlich einige Male, daß irgend ein scheu gewordenes Pferd oder ein betrunkener Fuhrmann blindlings gegen den Schlagbaum gestürmt und diesen mitten entzwei gebrochen hatte. Das war ein unvorhergesehener Fall, über welchen in den Instructionen für die Grenzbeamten nichts erwähnt war. Diese durften daher aus eigener Machtvollkommenheit keine Reparatur vornehmen, mußten vielmehr direct nach St. Petersburg berichten. Von St. Petersburg wurde dann einige tausend Werste weit eine Commission abgeordnet, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Die Commission stat-

tete in St. Petersburg Bericht darüber ab. Die Behörden in St. Petersburg beriethen darüber. Einen geflickten Schlagbaum wollte man an der Grenze nicht haben; es mußte also ein neuer gemacht werden. Dieser mußte in St. Petersburg gemacht werden, in der dortigen kaiserlichen Schlagbaumfabrik. Dort fand sich aber das Maß zu dem Schlagbaum bei Laugszargen nicht, und die Commission hatte vergessen, es zu nehmen. Ein Inspector mußte daher vorher zur Grenze reisen, das Maß zu nehmen. Jetzt wurde der Schlagbaum in der St. Petersburger Fabrik gemacht. Wenn er fertig war, wurde er zur Grenze geschafft, aber auf einem besonderen Wagen, damit nichts daran verdorben werde, und begleitet von einem Werkmeister und zweien Arbeitern aus der St. Petersburger Fabrik, damit diese selbst ihn aufstellten.

Paris ist Frankreich; einigermaßen, wenigstens für das Beamtenthum, ist St. Petersburg Rußland. Jetzt gleicht auch, außer der Centralisation, manches Andere sich in beiden Ländern.

Bis zur Ankunft des neuen Schlagbaums konnte die Chaussee an der Grenze natürlich nicht ohne Sperre sein, und der alte Schlagbaum wurde daher so lange mit einem Stricke zusammengeflickt.

Wenn man nun von Preußen her an dem Schlag-

baume anlangte, so mußte man zuerst, falls nicht etwa ein Pferd vor dem Wagen scheu wurde, oder der Kutscher betrunken war, und so der Schlagbaum durchbrochen wurde, was freilich den Kutscher, und je nachdem auch die Herrschaft, weit über ihr eigentliches Reiseziel hinaus, nämlich nach Sibirien, bringen konnte, vor dem niedergelassenen Baume sehr lange warten, und auch sehr geduldig. Nur durch einen einzigen, sehr gemäßigten Schlag mit der Peitsche durfte der Kutscher seine Ankunft anmelden. Ein stärkerer, oder wiederholte Schläge, oder gar Rufen, hätten ihn wieder nach Sibirien führen können. Auf den Schlag erschien Niemand, rührte sich Niemand. Höchstens ließ sich an dem Fenster eines der beiden Wachhäuser ein griesgrämiger Bart auf einen Augenblick sehen. Erst nach einer Weile glaubte man, in einem der kleinen Ställe, die sich, gleichfalls von Holz, hinter den Wachhäusern befanden, Geräusch zu hören. Nachdem man eine halbe Stunde gewartet hatte, zog in der That ein Kosak aus dem Stalle langsam und schläfrig ein gesatteltes Pferd und eine lange Pike hervor, erhob sich langsam und schläfrig auf das Pferd, stellte den Fuß der Lanze in den dafür an dem Riemenzeuge angebrachten kleinen Behälter und ritt langsam und schläfrig auf der Chaussee an den Schlagbaum heran.

Bald nachher öffnete sich auch langsam die Thür eines der Wachhäuser, und in grüner Uniform schritt langsam und verdrießlich der wachhabende Grenzbeamte heraus. Er lösete die Kette des Schlagbaums, und dieser flog unter dem Rasseln der Kette in die Höhe. Er winkte darauf dem Kutscher, und der Wagen fuhr langsam ein paar Schritte weit auf russisches Gebiet. Er trat an den Wagen. Er brachte befehlend die Hand nach dem Kutschenschlage. Er sprach nichts. Deutsch oder Französisch verstand er nicht. Sein Russisch verstand der Reisende nicht. Die Handbewegung verlangte die Legitimationspapiere des Reisenden. Wehe diesem, wenn er die Bewegung nicht sofort verstand und nicht sofort die Papiere herausgab. Der Beamte schrie dann wüthend auf, theils Deutsch, theils Russisch. Deutsch nur das eine Wort: Papier, aber mit dem russischen Zusatze: Verfluchter Sohn einer Hündin.

Die überreichten Papiere sah er durch, nur sehr kurz, denn er konnte sie nicht lesen. Dann legte er sie in eine kleine, schwarzlederne Tasche. Die Tasche übergab er dem Kosaken, der sie über die Schulter hing. Befehlend winkte er mit der Hand, weiter zu fahren. Der Wagen setzte sich weiter in Bewegung; der Kosak trabte neben her. So kam man nach einer Entfernung von sieben Wersten in dem freundlich an

der Jura gelegenen Tauroggen an, von dem Kosaken zu dem Grenzzollamte geleitet.

Früher befand sich dieses in der Mitte des Städtchens, in einem alten, niedrigen, grau angestrichenen Judenhause. Später hat die Krone, gleich links am Eingange in den Ort, ein großes, hohes, viereckiges Grenzzollamtsgebäude aufführen lassen, das einen weiten Hof umschließt, von Mauern, stark wie Festungsmauern, aufgebaut, mit schmalen, dreifach vergitterten Fenstern und an jeder seiner vier Ecken mit einem wirklichen crenelirten Festungsthurme versehen ist. Es gleicht mehr einer Festung, als einem Zollamtsgebäude.

An dem stets verschlossenen Thor des Gebäudes befindet sich eine Wache.

Sobald der Reisewagen naht, giebt die Wache nach innen ein Zeichen. Das Thor wird geöffnet. Der Wagen fährt hinein. Hinter ihm schließt sich das Thor. An ihn heran, rechts und links, treten grün uniformirte, mit Ober- und Seitengewehr versehene Zollbeamte. Sie öffnen beide Schläge des Wagens. Der Reisende muß aussteigen. Seine Füße betreten den Boden Rußlands in einer Festung, zwischen Musketen, Bajoneten und Säbeln.

Er betritt den Boden Rußlands, um sich visitiren zu lassen, sich, seinen Wagen, seine Sachen. Kisten

und Kasten, Rock und Taschen, Alles muß er öffnen, Alles wird geleert, durchsucht, besehen, befühlt, umhergeworfen, weggenommen. Wie es weiter mit ihm und den Sachen wird, das steht in der Hand der Beamten und freilich auch des Reisenden, je nachdem diese mit wenigen oder mit vielen preußischen Thalern oder russischen Rubeln den Händen der Beamten entgegengereicht wird.

Doch hier muß zur vollen Steuer der Wahrheit eins bemerkt werden. Bestechlichkeit und grobe, rohe, übermüthige Behandlung war nur früher in dem Grenzzollamte zu Tauroggen. Schon in den dreißiger Jahren wurde es anders, und es blieb anders bis zum Ende der vierziger Jahre. Wie es seitdem wieder ist, weiß ich freilich nicht.

Die häufigen Klagen der Reisenden über die Behandlung beim Eintritt in Rußland von dem Grenzzollamte in Tauroggen hatten die preußische Regierung zu einer Reclamation in St. Petersburg veranlaßt, und die Folge war, daß ein sehr tüchtiger und zuverlässiger und zugleich gebildeter und humaner Beamter als Zolldirector nach Tauroggen geschickt wurde. Zuerst war es ein Baron von Morgenstern oder von Messermacher — ich weiß den Namen nicht mehr genau. Er wurde im Anfange der vierziger Jahre versetzt, und zwar

weit weg, nach Tiflis. Eine Bekanntschaft mit einer polnischen Dame, die an der Grenze wohnte, war der Regierung ausreichend gewesen, seinen ferneren Aufenthalt an der preußischen Grenze gefährlich zu finden. Sein Nachfolger war ein Baron von Wilkens, ein Liefländer. Ich hatte mit ihm studirt; er gehörte zu meinen Universitätsfreunden in Bonn. Man wird selten einen gebildeteren, humaneren Beamten finden. Seine Gattin gehörte zu den liebenswürdigsten Frauen, die man mag kennen lernen können. Im Jahre 1849 war er noch auf seinem Posten in Tauroggen, zur Freude aller Reisenden, die ihn schon kannten und zur wohlthuenden Ueberraschung der Reisenden, die ihn noch nicht kannten und bei ihrer Einfahrt in die Zollfestung auf einen übermüthigen, rohen, bestechlichen, mißhandelnden Russen gefaßt waren. Ob er noch jetzt da ist, weiß ich nicht.

Der russischen Concession mußte Preußen mit einer Concession begegnen.

Im Anfange der dreißiger Jahre wurde in Tilsit, der ersten Stadt Preußens, in die man auf der großen Straße von St. Petersburg nach Berlin gelangte, ein großes, prachtvolles Postamtsgebäude erbaut, dessen innere Einrichtung seiner äußeren Pracht entsprach. Eine Reihe von Gemächern darin ist zur Aufnahme des Königs und der Mitglieder des königlichen Hauses

bestimmt, wenn sie in Tilsit sich aufhalten. Auch für die „russischen Herrschaften“.

Dem Hause und dessen Einrichtung mußte ein entsprechender Wirth hinzugefügt werden. Ein Geheimerrath aus Berlin wurde als Oberpostdirector nach Tilsit geschickt, um in dem schönen Postgebäude zu wohnen und hier den „einheimischen wie den fremden Herrschaften“ die Honneurs zu machen. Er war hierzu ganz der Mann, er wußte zu leben, er war von vieler Bildung, er war in den Befreiungskriegen Offizier gewesen, mit einer Menge preußischer und fremder Orden geschmückt, er hatte in Berlin den König mit Anekdoten unterhalten und war mit den Prinzen auf die Jagd gegangen. Auch seine Gattin war eine sehr gebildete Dame.

Der Zolldirector in Tauroggen hatte von der russischen Regierung den Befehl, die ankommenden Fremden nicht brutal zu behandeln. Sie sollten bei ihrem Eintritt in Rußland einen möglichst vortheilhaften Eindruck empfangen.

Der Oberpostdirector in Tilsit hatte von der preußischen Regierung den Befehl, die ankommenden vornehmen Russen zuvorkommend zu behandeln, sich nach ihren Wünschen zu erkundigen, sie mit Rath und That zu unterstützen, sie gar, wenn sie bei schlechtem Wetter,

bei Ueberschwemmung oder beim Eisgange auf der Memel, einen langweiligen Abend in Tilsit zubringen mußten, zu sich zum Thee zu bitten. Er durfte dafür in Berlin Theegelder liquidiren.

Der „Directeur supérieur des postes de Sa Majesté le Roi de Prusse“, wie auf seinen Karten stand, wußte sich seiner Aufträge zu allseitiger Zufriedenheit zu entledigen.

So wurde an der russischen und an der preußischen Grenze für die Annehmlichkeit und Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt.

An sich gewiß eine der lobenswerthesten Reciprocitäten. —

Seit dem Jahre 1849—50 ist hierin Vieles anders geworden. Tilsit wurde mißliebig. Rußland baute eine Eisenbahn von Petersburg nach Warschau. In Rußland wurde dadurch der Weg von Dünaburg und Kauen der nähere von und nach Petersburg, und in Preußen der über Gumbinnen und Schirwindt.

In Tilsit ist kein Oberpostamt mehr, sondern nur wieder ein Grenzpostamt wie früher, und der Oberpostdirector ist im Jahre 1848 an der Cholera gestorben. —

Der Oberpostdirector ging von dem Oberpostamtsgebäude zu dem an derselben Seite der hohen Straße nur drei Häuser weit entfernten Hotel de Russie. Er

war ein hoher, starker, sehr stattlicher Mann. Er schritt etwas feierlich einher. Auch daß er seinen höchsten russischen und seinen höchsten preußischen Orden — den zweiten Annen- und den rothen Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife — umgehängt hatte, zeigte an, daß er nicht auf einem gewöhnlichen Gange sich befinde. Das hinzugefügte eiserne Kreuz deutete sogar etwas ganz Besonderes an.

Er ging, weil er im Hausflur Niemanden getroffen hatte, in den rechts zu ebener Erde gelegenen Speisesaal. Hier trat gleich nach ihm der Oberkellner ein.

Welche Nummer haben die Damen, mein Gönner? fragte der Oberpostdirector den Oberkellner.

Welche Damen befehlen der Herr Oberpostdirector? fragte der Oberkellner.

Die Gräfinnen Szillgowska.

Der Assessor Hering fuhr in die Höhe, wie von einer Hornisse gestochen.

Die Gräfin Szillgowska hier? rief er laut.

Ah, sieh da, mein Gönner, Gehorsamster. Ich hatte Sie nicht bemerkt.

Die Gräfin Szillgowska ist hier? wiederholte der Assessor.

Seit einer Viertelstunde.

Sie war es? In jenem Wagen dort?

Wahrscheinlich in jenem Wagen, mein Werther. In welcher Nummer, mein Gönner?

Die Antwort war an den Assessor, die Frage an den Oberkellner gerichtet.

Im Salon oben, erwiderte der Oberkellner.

Melden Sie mich den Damen. Ich bitte um ihre Befehle.

Der Oberkellner ging.

Der Assessor hatte sich von seiner Ueberraschung noch nicht erholen können.

Hier? Hier? rief er.

Wie Sie hören, mein werthester Gönner, oben im Salon.

Die Gräfin Lydia Szillgowska?

Mit ihrer Schwester, der Gräfin Anastasia.

Ha!

Die Damen wollen in die Bäder. Ich bekam schon vor einigen Tagen von unserer Gesandtschaft in Petersburg die Nachricht von ihrem baldigen Eintreffen, mit der Aufforderung, ihnen besondere Aufmerksamkeit zu erweisen.

Wie sich die Zeiten ändern! rief der Assessor.

Wie so, mein Gönner? fragte der Oberpostdirector.

Er war vor drei Jahren noch nicht in Litthauen gewesen.

Ha! antwortete der Assessor Hering.

Die Gräfin Lydia, fuhr der Oberpostdirector fort, gehört zu den reichsten Erbinnen des russischen hohen Adels. Sie hat sich bis vor kurzer Zeit in England aufgehalten, bei einer Freundin ihrer verstorbenen Mutter. Man spricht von eigenthümlichen Familienverhältnissen, durch welche dieser mehrjährige Aufenthalt im Auslande veranlaßt worden sei. Vor einem halben Jahre etwa ist ihr Vater gestorben. Bald darauf hatte ihr Oheim das Unglück, auf der Jagd sich zu erschießen. Man sagt wenigstens, er sei mit dem Gewehre gestürzt, dieses habe sich im Fallen entladen, und so seien die Rehposten ihm ins Herz gedrungen. Behauptet wurde freilich auch, einer seiner eigenen Jäger habe ihn erschossen. Der Graf hatte einige russische Allüren, mit denen keiner von seinen Leuten sich recht hatte befreunden können. Kurz, er ist auf der Jagd erschossen, und seitdem ist die Gräfin Lydia wieder in Rußland, hat den Besitz ihrer weitläufigen Besitzungen angetreten, muß sich viel am Hofe in St. Petersburg aufhalten, sich von einigen sehr liebenswürdigen jungen Fürsten aus alten russischen Häusern mit derangirten Vermögensumständen den Hof machen lassen, hat vom Kaiser den sehr deutlichen Befehl erhalten, an Niemanden anders, als an einen dieser

Günstlinge Hand und Vermögen zu verschenken, hat sich bis jetzt noch mit dem deutschen Sprichworte: Wahl ist Qual, aus der Schlinge zu ziehen gewußt, und steht jetzt im Begriffe, mit ihrer kränklichen Schwester, die vielleicht nur aus Liebe zu ihr krank geworden ist, eine Badereise zu machen. Da haben Sie, mein Gönner, im Kurzen die Geschichte dieser interessanten Dame. — Aber der Oberkellner kommt zurück; ich empfehle mich Ihnen, mein Verehrter.

Nun, mein Gönner?

Wird den Damen sehr angenehm sein, meldete der Oberkellner.

Führen Sie mich!

Der Oberkellner führte den Oberpostdirector in das Zimmer der Damen.

Die Gräfin Lydia Szillgowska war in den drei Jahren nicht älter geworden. Sie mochte viel und schwer gelitten haben während dieser Zeit; die Trennung von den Ihrigen, die durch den Oheim fortwährend gestörten Familienverhältnisse, das für immer zerstörte Glück ihrer Schwester, das Alles, vielleicht noch Anderes, bot Stoff genug zu Leiden dar. Aber sie, die vor drei Jahren in so kurzem Zwischenraume so gehäuften und entsetzlichen Leiden zu widerstehen vermocht hatte, war von ihrem edlen und kräftigen

Innern, ohne an ihrem Herzen gebrochen zu werden, auch über jene Leiden hinweggetragen. Nur die bleiche Farbe und ein tief-ernster, trauriger Zug des Gesichtes, Eindrücke jener kurzen, aber furchtbaren Zeit, waren, wohl für immer, bei ihr zurückgeblieben.

Ihre Schwester Anastasia war eine nicht minder zarte und schöne Dame. Eigentlich krank schien sie nicht zu sein, und die Bemerkung des Oberpostdirectors mochte wohl das Richtige getroffen haben. Aber ihre Farbe war gleichfalls bleich, bleicher, als die der Gräfin Lydia. Und auch der Ausdruck ihres Gesichts war ein nicht minder trauriger, und dennoch ein ganz anderer, als der der älteren Schwester. Anstatt des edlen Ernstes in dem schönen Antlitze der Gräfin Lydia zeigte das der Gräfin Anastasia einen bitteren Unmuth. Sie hatte über ihr hartes Schicksal sich nicht zu erheben vermocht; sie hatte nur trotzig mit ihm kämpfen können; Trotz und Kampf währten noch fort, gleichfalls wohl für immer, wie der tiefe Ernst der Gräfin Lydia.

Meine gnädigsten Damen, hob der Oberpostdirector an, unser Gesandter in Petersburg hat mir die Ehre erzeigt, mir bereits vor einigen Tagen Ihre Ankunft anzukündigen. Dürfte ich unterthänig bitten, daß Sie mich mit Ihren Befehlen beehren wollen.

Die Gräfin Lydia schien während seiner Worte sich plötzlich auf etwas besonnen zu haben.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Freundlichkeit, mein Herr, erwiderte sie, und ich wage es in der That, Gebrauch davon zu machen.

Haben Sie die Gnade, zu befehlen.

Hier wohnt ein Handelsgärtner.

Zwei, gnädigste Gräfin.

Gustav Walter!

Ein sehr geachteter junger Mann, ausgezeichnet in seinem Fach. Er hat noch vor Kurzem einen Ruf als Inspector des botanischen Gartens nach Jena erhalten. Er hat ihn ausgeschlagen.

Er lebt also in günstigen Verhältnissen?

Nach seinen Verhältnissen ist er à son aise.

Verheirathet? fragte etwas stockend die Dame.

Unverheirathet.

Die Gräfin erröthete leicht.

Aber — fuhr der Oberpostdirector fort.

Aber? fragte die Gräfin, und sie wurde bleicher, als sie vor dem Erröthen gewesen war.

Aber man spricht von seiner Verlobung.

Man spricht davon?

Der Oberpostdirector combinirte gern fein, manchmal zu fein.

Ah, meine Gnädigste, sagte er, wenn Sie den Mann für Ihre Besitzungen zu acquiriren wünschen — man nimmt nicht gern Leute mit Familie in solchen Dienst — so wird jenes Gerede kein Hinderniß sein. Ich glaube nicht daran.

Soll die vermeintliche Braut hier sein? fragte die Gräfin.

Man weiß gar nicht, wo sie ist. Das ganze Gerede reducirt sich darauf, daß er eben keinem jungen Mädchen hier den Hof macht, und daraus wird denn der Schluß gezogen, daß er schon verlobt sein müsse.

Die Gräfin erröthete wieder. Ob freudig oder nicht freudig, darüber konnte man eben so ungewiß bleiben, als bei dem ersten Erröthen.

Mein Herr, sagte sie, hätten Sie wohl die Güte, mich zu dem Herrn Walter zu führen?

Der Oberpostdirector erstaunte ein wenig.

Ich bitte unterthänig, gnädigste Gräfin! Ich werde den Mann sogleich hierher bestellen lassen.

Ich bitte, mich zu ihm zu führen.

Der Oberpostdirector combinirte wieder fein.

Ah, die gnädige Gräfin wollen sich selbst, an Ort und Stelle, von seinem Wirken, seinen Fähigkeiten, seinen Arrangements überzeugen. Ich stehe zu Befehl.

Du begleitest uns, liebe Anastasia?

Die Gräfin Anastasia erhob sich mit einer Miene, die deutlich zeigte, daß sie nur ungern ihre Begleitung auf einen Weg gebe, mit dem sie nicht einverstanden sei.

Der Kunst- und Handelsgarten Gustav Walters war in der östlichen Vorstadt Tilsits, der sogenannten Freiheit, gelegen. Es war eine große, freundliche Gartenanlage, mit Gewächs- und Treibhäusern versehen, überall mit dem reinsten Geschmack, mit dem feinsten Sinne für Kunst eingerichtet, überall mit Sauberkeit und Ordnung erhalten. Der Weg in den Garten führte durch ein neues, nicht großes, aber desto anmuthigeres Wohnhaus.

Dorthin sollte der Oberpostdirector die beiden Damen führen.

Ich werde sofort meinen Wagen anspannen lassen, meine Gnädigsten.

Wenn Sie erlauben, machen wir den Weg zu Fuße.

Wie Sie befehlen.

Er führte die Damen zu Fuße hin.

Sie gingen Beide schweigend neben ihm.

Er suchte sie zu unterhalten.

Ihr Kaiser ist ein großer Monarch!

Gewiß, mein Herr.

Die Kaiserin, die hohe Frau, ist sie noch immer leidend?

Leider, mein Herr.

Die Antworten waren so kalt und kurz, daß sie deutlich die Erklärung der Damen enthielten, sie wünschten keine andere Unterhaltung, als mit ihren eigenen Gedanken.

Er schwieg, wie sie.

Als sie die Stadt verlassen und die Vorstadt Freiheit erreicht hatten, sagte die Gräfin Anastasia zu dem Oberpostdirector:

Sie erlauben, mein Herr!

Sie nahm den Arm ihrer Schwester und ließ ihren Führer als Führer voraufgehen.

Die russische Gräfin machte nicht viele Umstände mit einem Directeur supérieur des postes de Sa Majesté le Roi de Prusse.

Lydia, wird dein Herz stark bleiben?

Ich hoffe es, Anastasia.

Du gehst einen schweren Gang, Schwester. Du hättest ihn dir ersparen sollen.

Meine Pflicht forderte ihn.

Das ist deine befangene Ansicht von Pflicht.

Schone mich, Anastasia. Es ist jetzt zu spät. Ich kann nicht mehr zurück.

Du könntest aber zu weit gehen, und darum —

Zu weit?

Wenn deine Pflicht wirklich diesen Weg von dir fordert, so muß sie auch ein Ziel des Weges von dir fordern. Und dieses —

Schwester, mache mir das Herz nicht schwerer, als es schon ist.

Laß es nur stark bleiben.

Sie hatten das Wohnhaus des Handelsgärtners Gustav Walter erreicht.

Meine gnädigen Damen, wir sind am Ziele, sagte der Oberpostdirector.

Am Ziele? wiederholten unwillkürlich die beiden Damen.

Die elegante Welt Tilsits besuchte oft den Walterschen Garten, um die schönen und schön geordneten Blumen und Gewächse zu besehen und davon einzukaufen. Auch der Oberpostdirector war mit der Localität bekannt.

Er führte die Damen durch das Entree des Hauses unmittelbar in den Garten.

Er führte sie zu der neuesten Blumenpracht des Frühlings, zu Beeten der schönsten, in den verschiedensten und herrlichsten Farben blühenden Kamellien und Azaleen.

Die Beete befanden sich in der Nähe des Hauses.

Die Gräfin Lydia hatte einen Blick durch eine

geöffnete Thür des Hauses geworfen. Sie gab der Schwester einen Wink und ging auf die Thür zu.

Die Gräfin Anastasia und der Oberpostdirector blieben bei den Blumen zurück.

Die Thür, auf welche die Gräfin Lydia zuging, führte aus dem Garten unmittelbar in einen Laden, in welchem der Sämereiverkauf des Handelsgartens war.

In dem Laden stand der Handelsgärtner Gustav Walter. Er stand an dem Ladentische zwischen Säcken und Säckchen, Töpfen und Krügen voll Sämereien. Er war beschäftigt, auf der über dem Ladentische hängenden Wagschale Saamen abzuwägen.

Vor ihm stand ein Dienstmädchen, die den Saamen kaufte.

Gustav Walter sah wohl aus. Auch er war nicht älter geworden, aber frischer; die Beschäftigung seines Standes hatte das mit sich gebracht. Trotz der Frische war auch sein Gesicht von einem Zuge tiefen Ernstes und noch nicht überwundenen Leidens durchzogen, auch bei ihm wohl für immer.

Einem Menschen, der als scheintodt schon in das Grab gelegt war und in diesem auferwacht ist, sieht man den fürchterlichen Zustand, in welchem er sich bei seinem Erwachen befunden hat, sein ganzes Leben lang an.

Aehnlich ist es mit einem Menschen, der irgend einen anderen großen Schrecken, oder ein schweres Leiden des Herzens hat durchkämpfen müssen.

Die Gräfin blieb in der Thüre stehen, unbemerkt von dem mit dem Verkaufe beschäftigten Gärtner.

Er war mit dem Abwiegen fertig; er schüttete den Saamen in eine Papierdüte; er machte diese kunstgerecht zu. Die Magd legte das Geld für die Sämerei auf den Ladentisch. Er zählte es nach und strich es ein. Die Magd entfernte sich.

Die Gräfin Lydia Szillgowska trat vor.

Gustav! Gustav Walter! sagte sie.

Ihre kaum hörbare, bebende Stimme konnte nicht weiter sprechen.

Sie mußte sich an dem Ladentische festhalten.

Gustav Walter erkannte sie.

Auch ihn ergriff ein heftiges Zittern, heftiger, als je bei einem der mannigfachen Schrecken und Gefahren, in denen er gemeinschaftlich mit der vor ihm stehenden Dame sich befunden hatte.

Justine! Gnädigste Gräfin! rief er.

Gustav, bin ich Ihnen nicht mehr allein Justine? Ihre —?

Sie stockte.

Sie wurde Herrin über das Gefühl ihres Herzens,

das einen Augenblick die volle Herrschaft gehabt zu haben schien.

Sie reichte dem jungen Manne die Hand.

Auch er hatte sich gefaßt.

Er drückte auf die Hand seine Lippen.

Sie litt den Handkuß.

Gnädige Gräfin —.

Ich bitte Sie, Gustav, nennen Sie mich Justine, nur Justine, wie früher!

Sie konnte die Worte ohne Stocken sprechen. Ihre Stimme bebte nur noch leise.

Wenn Sie befehlen, Justine.

Ich bat darum. — Es geht Ihnen gut, lieber Gustav?

Sie sehen es. Und Sie sehen Ihr Werk, Justine. O, wie habe ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt, um Ihnen meinen Dank sagen zu können, Ihnen —

Nicht weiter, Gustav. Darum bin ich nicht zu Ihnen gekommen.

Aber ich muß, Justine. Sie müssen meinen Dank hören. Sie müssen mir diese Wohlthat erzeigen, diese eine noch. Ihnen verdanke ich Alles. Sie ließen nicht eher ab, nachdem ich von den Kosaken über die Grenze zurückgeschleppt war, als bis Ihr Vater nach manchem Kampfe, mit schweren Opfern, mich befreit

hatte. Sie bewirkten, daß ich Rußland verlassen und in Preußen mich niederlassen durfte. Sie ließen mir den Nachlaß meiner armen Mutter herausgeben. Sie ließen mir außerdem die reichlichste Unterstützung zukommen, daß ich diesen Garten hier ankaufen und einrichten, dieses Haus hier erbauen konnte, daß ich ein sorgenfreies Leben führen kann. Das Alles danke ich Ihnen —.

Und was danke ich Ihnen, Gustav? Womit haben Sie das Alles erkaufen müssen, was Sie mir da aufzählen? Mit Ihrem Blute, mit Ihrer Freiheit, mit tausend Gefahren und Schrecknissen, mit tausend Qualen und Mißhandlungen des Hasses, der Rache, der Sclaverei! Das Alles haben Sie erduldet und gelitten für mich, für meine Freiheit, für mein Leben! Ich danke Ihnen Alles, Alles. Sie danken mir nur ein paar armselige Silberrubel. Ich war ohne Sie verloren. Sie gaben für mich Alles, sich selbst dahin. O, Gustav, und Sie wollen mir danken? O, ich bitte Sie, kein Wort des Dankes mehr aus Ihrem Munde, mein Retter, mein Alles.

Die Eiskruste, die um das Herz der Gräfin gelegen zu haben schien, mit der sie es selbst, vielleicht nur unter den größten Anstrengungen und Schmerzen, umgeben haben mochte, war durchbrochen. Sie nahm

16*

beide Hände des jungen Mannes. Sie drückte sie mit einer zitternden Glut. Mit heller Glut ihrer Augen blickte sie in sein Auge. Dann legte sie ihren Kopf an seine Brust.

Gustav Walter kämpfte schwer. Er wollte sie sanft von sich zurückschieben. Er wollte sie mit seinen Armen umfangen. Er vermochte nicht das Eine, nicht das Andere.

Justine! Gräfin! rief er.

Die Gräfin erhob sich.

Gustav, sagte sie, in jener letzten schrecklichen Stunde, in der wir auseinander gerissen wurden, gelobten Sie mir, an mein Herz zu glauben, so lange Ihr Herz schlagen werde. Ich bin gekommen, Sie an Ihr Versprechen, an Ihren Schwur zu erinnern.

Gustav Walter hatte seine Fassung wieder gewonnen.

Ich gelobte das, Justine.

Und, Gustav?

Ich habe mein Wort gehalten. Wie hätte ich je an Ihrem edlen Herzen zweifeln können? — Aber, meine theure Justine, gestatten Sie mir die Frage: sind Sie auch über sich selbst, über Ihr Herz, völlig im Klaren?

Gustav, zeigt diese Frage nicht, daß Sie dennoch an meinem Herzen zweifeln?

Gräfin —

Doch wieder dieser Name!

Gräfin, wiederholte mit Nachdruck Gustav Walter, Gräfin Szillgowska, nicht Justine, lassen Sie uns auch diese Maske, lassen Sie uns jede Maske abwerfen. Sie haben ganz Ihr edles Herz bewahrt. Sie sind hierher gekommen, mir es zu sagen. Ich glaube auch, daß Sie ohne einen Kampf mit sich selbst hierher gekommen sind —.

Die Gräfin erröthete. Sie drückte fast krampfhaft die Hände des jungen Mannes, die sie noch fest hielt.

Gustav Walter fuhr ruhig fort, und er gewann immer mehr Muth und immer mehr Gewalt über sich selbst.

Sie sind hierher gekommen, gnädige Gräfin, um mir zu sagen, daß in Ihrem Herzen noch dieselben Gefühle leben, die Sie in jener letzten Stunde unseres Beisammenseins gegen mich aussprechen wollten und deren Geständniß ich zurückhielt. Wie ich es damals zurückhielt, zurückhalten mußte, so muß ich das auch heute. Ich bitte Sie, meine theure Gräfin, lassen Sie uns dieses Gespräch abbrechen. Machen Sie mich glücklich, indem Sie mir Ihr ferneres Wohlwollen, Ihre Freundschaft schenken. Ich werde es stets dankbar zu ehren wissen.

Die Gräfin war blaß geworden. Auch sie kämpfte jetzt heftig mit sich selbst. Das Herz behielt noch die Oberhand.

Nur Freundschaft? sprach sie schmerzlich. Nur Wohlwollen? Verlangen Sie nicht mehr von mir?

Ein Blick wie der Eifersucht, leuchtete plötzlich aus ihren Augen.

Gustav, rief sie, können, dürfen Sie nicht mehr von mir verlangen?

Der junge Mann sah den Blick. Er behielt dennoch die einmal errungene Gewalt über sich.

Ich kann, ich darf nicht.

Sie dürfen nicht?

Um Ihretwillen nicht, Gräfin.

Nur um meinetwillen nicht?

Gustav Walter besann sich.

Keine Verstellung, keine einzige in diesem Augenblicke, erwiderte er. Ja, Justine, nur um Ihretwillen nicht.

Ihr Herz ist frei? Sie lieben keine Andere?

Keine Andere.

Der junge Mann sprach die Worte mit gepreßtem Herzen.

Das Herz der Gräfin frohlockte.

O, Gustav, Sie sind frei —

Rasch fiel Gustav Walter ihr ins Wort.

Halten Sie ein, Gräfin, sagte er wieder klar und ruhig. Was Sie sagen wollten, kann nicht sein. Glauben Sie mir, es kann nicht sein. Sie täuschen sich über sich. Sie würden unglücklich werden.

Sie lieben eine Andere, Gustav!

Ich liebe nur Sie und Ihr Glück. Blicken Sie hier um sich, Gräfin, diesen Laden, diesen Tisch, mit der Geldlade darin, die mehr Kupferpfennige als Silbergroschen einnimmt, diese Sämereien, diese Papierdüten.

Gustav, nicht hier —.

Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie haben große, prachtvolle Schlösser anstatt dieses kleinen, einfachen Ladens. Aber, Gräfin, so wenig wie Sie in diesen einfachen, engen Laden passen, ebensowenig passe ich in die prachtvollen, weitläufigen Schlösser. Ich beschwöre Sie, meine theure Gräfin, sprechen Sie kein Wort weiter, das Sie, und mit Ihnen auch mich unglücklich machen müßte.

In den kalten Winterfrost dringt zuweilen ein warmer Frühlingsstrahl hinein, so warm und erwärmend, daß er das harte Eis zu durchbrechen vermag. Aber der Frühlingsstrahl war noch eben in den Winterfrost hineingedrungen; er war zu früh gekommen,

nicht in den Frühling, und der Winter muß sein Recht haben. Das durchbrochene Eis setzt sich wieder an, hart und fest, bis der Frühling selbst kommt.

Auch um das menschliche Herz lagert sich oft eine harte winterliche Eiskruste. Ein weicher, warmer Frühlingssonnenstrahl zerbricht sie. Er kam zu früh. Die zerbrochene Eiskruste setzt sich wieder zusammen, vielleicht härter und fester als zuvor. Und es kann jetzt kein Sonnenstrahl weich und warm genug wieder kommen, um sie zu durchbrechen oder zu zerschmelzen. Denn der Winter des Herzens ist dann meist ein immerwährender, dem kein Frühling folgt.

Die Gräfin starrte vor sich hin. Sie konnte nicht das Auge, nicht die Stimme erheben. Mit welchem Blicke, mit welchem Worte sollte sie auf die Wahrheit antworten, die der einfache Gärtner so schonungslos, aber auch so edel ausgesprochen hatte? Sollte sie sagen, daß er so plötzlich der Kälte in ihrem Innern wieder den Sieg verschafft habe? Oder sollte sie Gefühle heucheln, die sie nicht mehr hatte? Zu Beidem war sie zu stolz; zu jenem vielleicht zugleich zu eitel.

Gustav Walter mochte ihren Zustand gewahren oder ahnen.

Theure Gräfin, nahm er wieder das Wort, Ihnen verdanke ich die glückliche Lage, in der ich mich befinde.

Vollenden Sie mein Glück, indem Sie mir erlauben, Ihr Freund bleiben zu dürfen.

Sie drückte seine Hand.

Und dann, fuhr er fort, gestatten Sie mir gleich, Ihnen einen Beweis meiner Freundschaft zu geben und einen Beweis Ihrer gütigen Gesinnungen für mich von Ihnen zu empfangen. Ich bitte um den Rath Ihrer Freundschaft. Ich erhielt gestern einen Trauerbrief aus Deutschland, aus dem Orte, in welchem ich früher als Gärtnerbursch erzogen wurde. Der dasige fürstliche Gärtner ist vor einigen Monaten gestorben. Er hat kein Vermögen, aber eine zahlreiche Familie hinterlassen, für die der Fürst, selbst nicht reich, nur wenig thun kann. Unter den Kindern ist eine Tochter, jetzt etwa zwanzig Jahre alt. Ich habe sie als Kind gekannt. Sie war gut und weich. Man schreibt mir, daß sie so geblieben sei. Gestern erhielt ich, wie gesagt, den Brief. In der Nacht reifte der Gedanke bei mir, der guten Friederike meine Hand und mit ihr eine Stütze für sich und ihre Geschwister anzubieten. Sie wollte als Kind mir wohl. Ihr Herz wird noch frei sein. Billigen Sie meinen Vorsatz, theure Gräfin?

Edler, edler Mensch! rief die Gräfin.

Sie warf sich laut schluchzend an seine Brust,

sie umfing ihn mit ihren beiden Armen, sie drückte einen brennenden Kuß auf seine Lippen.

Seien Sie glücklich, sagte sie, glücklicher, als ich.

Auch Sie werden glücklich werden, meine brave Justine.

Die Gräfin weinte leiser.

Sie trocknete ihre Augen.

Meine Schwester ist bei mir, in Ihrem Garten, mein Freund, sagte die Gräfin. Begleiten Sie mich zu ihr.

Sie nahm seinen Arm.

Sie kehrte mit ihm in den Garten zurück, zu der Schwester und zu dem Oberpostdirector.

Schön, sehr schön hier, mein Gön—.

Der Oberpostdirector sprach das, von ihm gegen höher Stehende nicht, gegen Andere desto häufiger gebrauchte Wort nicht aus, als er den Gärtner an dem Arme der Gräfin und in den Augen der Gräfin die Spuren des heftigen Weinens sah.

Die Gräfin stellte den jungen Mann ihrer Schwester vor:

Mein Befreier, mein Retter, mein Freund!

Die Gräfin Anastasia war in ängstlicher Spannung gewesen. Das Wort: Freund schien ihr eine Last vom Herzen zu wälzen.

Dein Freund ist auch der meinige, Lydia. Seien Sie auch mein Freund, Herr Walter.

Sie hielt ihm ihre Hand hin, mehr freundlich, als herablassend.

Gustav Walter küßte sie nicht. Aber er drückte sie herzlich.

Und nun, mein Freund, sagte die Gräfin Lydia, der gleichfalls ein schwerer Stein vom Herzen genommen zu sein schien, und nun, lieber Gustav, gönnen Sie uns den heutigen Abend in Ihrem einfachen Gärtnerhause. — Ihnen, Herr Oberpostdirector, meinen verbindlichsten Dank!

Der Oberpostdirector empfahl sich.

Schlussnachrichten.

Im Herbste desselben Jahres kehrten die beiden Gräfinnen nach Rußland zurück.

Die Gräfin Anastasia hatte sich mit einem liebenswürdigen jungen Russen verlobt, der die Damen begleitete.

Die Gräfin Lydia drückte mit schwesterlicher Liebe die junge, liebenswürdige Gattin Gustav Walters an ihre Brust.

Sie blieb die Freundin des Gärtnerpaares, das glücklich in seinen Kindern lebte.

Lange blieb sie unvermählt. In ihrem dreißigsten Jahre reichte sie einem aus dem Kaukasus mit Wunden und Orden bedeckten, aber von dem, was man eigentlich unter den Glücksgütern des Lebens ver-

steht, entblößten, schon ziemlich alten Generale ihre Hand.

Sie starb vor einigen Jahren kinderlos. In ihrem Testamente hatte sie den größten Theil ihres Nachlasses, über welchen sie frei verfügen konnte, den Kindern Gustav Walters vermacht.

Anna Jogszis — sie hat gelebt, sie hat mit ihrer Mutter die erzählten Verbrechen verübt, in ihren Einzelnheiten gräßlicher, scheußlicher, als ich es wagen durfte, sie zu erzählen. Ob die Mutter die Tochter, oder die Tochter die Mutter verführt hatte, konnte nicht festgestellt werden. In der gerichtlichen Untersuchung suchte jede der beiden Weiber sich als von der anderen verführt darzustellen. Die Mutter starb vor Beendigung der Untersuchung.

Anna Jogszis wurde zur Hinrichtung durch das Rad verurtheilt. Das Urtheil wurde vom Könige bestätigt.

Am 5. oder 6. August 1828 — ich erinnere mich des Tages nicht mehr genau — sollte das Urtheil vollzogen werden. Am 2. August war es ihr publizirt worden.

In der Nacht des 3. August — am Geburtstage des Königs — brannte das Schloß zu Ragnit ab. In den darin befindlichen Gefängnissen der Kreisjustiz-

commission zu Ragnit saß auch Anna Jogszis gefangen. Das Feuer war plötzlich ausgebrochen, hatte sich schnell verbreitet.

Die Gefängnißzelle der Anna Jogszis befand sich hoch oben im vierten Stockwerk. Das Feuer drang in die Zelle. Sie konnte von innen nicht mehr gerettet werden. Leitern reichten nicht bis in jene Höhe. Eine Strickleiter ihr zuzuwerfen, wurde vergeblich versucht. Die zum Tode, zum Rade Verurtheilte, der das Todesurtheil bekannt gemacht war, mit dem Eröffnen, daß sie auf Begnadigung nicht zu rechnen habe, der der Tag ihrer Hinrichtung festgesetzt war, die wußte, daß sie zwei Tage später dem entsetzlichsten Tode durch den Henker unrettbar überliefert werde, sprang in verzweiflungsvoller Liebe zum Leben aus dem Fenster des vierten Stocks. Man hatte Stroh und Betten unter dem Fenster aufgehäuft. Sie kam unversehrt unten an.

Sie wurde an dem festgesetzten Tage mit dem Rade hingerichtet.

Ihre Untersuchung war von einem der tüchtigsten Inquirenten Preußens, dem zu Ende der dreißiger Jahre verstorbenen Kreisjustizrath Brinlinger in Ragnit geführt. Musterhaft für die unmittelbaren Zwecke der Criminaljustiz, leider ohne ein tieferes Eingehen im

criminal-psychologischen Interesse. Ich habe in der vorstehenden Erzählung nicht gewagt, conjecturirend in den Abgrund der Seele der Judenmörderin hinabzusteigen.

Ende.




Princeton University Library
32101 068359544